



saarbrücker
hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

115 | 116

Sommer 2017

Euro 11,80

Glauben oder Liebe
Rebenstein heiratet den Islam

Stop & Go
Fahren in der Stadt

Gehen oder Bleiben
Recht auf Zuflucht

Schrift und Bild
Das Auge liest mit

Galerie
Bilder von Vera Kattler

Literatur
Kemmerzell, Pick, Rauschenbach, Schmidt

saarbrücker hefte Nr. 115 | 116, Sommer 2017

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Redaktion:

Julian Bernstein, Bernhard Dahm, Jörg W. Gronius, Bernd Nixdorf, Dietmar Schmitz,
Herbert Temmes (v.i.S.d.P.)

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
E-Mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 10 26 16, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Blattlaus Verlag, Ludwigstraße 29, 66115 Saarbrücken
Telefon: (0681) 37 21 75, E-Mail: druck@blattlausverlag.de
www.blattlausverlag.de | www.blattlaus.org

Herstellung:

Blattlaus GmbH, Saarbrücken

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 11,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Blattlausverlag, Ludwigstraße 29, 66115 Saarbrücken oder
bestellung@blattlausverlag.de

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten per E-Mail an: info@saarbruecker-hefte.de.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Bernhard Dahm, Joachim Heinz, Gisela Tascher, Sabine Graf, Jörg W. Gronius, Robert Karge,
Sadija Kavgić, Marion Kemmerzell, Eva Paula Pick, Bernd Rauschenbach, Niklas Rebenstein,
Stefan Ripplinger, Arno Schmidt, Herbert Wender, Bernhard Wehlen, Nicholas John Williams.

Abbildungen:

Niklas Rebenstein (Rebenstein), Sadija Kavgić (Kavgić), Stadt Saarbrücken (Interview Genth),
Silvia Buss (Buss), Stadtarchiv Saarbrücken (Heinz), Museum Ludwig Köln (Ripplinger), Vera
Kattler (Kattler), Arno Schmidt Stiftung (Schmidt, Rauschenbach), Heidelberger historische
Bestände – digital, Universitätsbibliothek Heidelberg (Kemmerzell), Becker & Bredel (Graf),
Reiss-Museum Mannheim (Karge), Robert Karge (Karge), Clemens-Sels-Museum Neuss
(Karge), Lothar Müller (Karge), Musées de la Ville de Strasbourg (Karge), Uwe Grund (Wender).

Titelabbildung:

Vera Kattler

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-945996-13-3

Für freundliche Unterstützung danken wir der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt
Saarbrücken, Saarland Sportfoto GmbH und unseren Werbepartnern.

saarbrücker
hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

115 | 116

Inhalt

Editorial	5	Im Gedankenschungel
Kommen & Gehen	7	<i>Niklas Rebenstein</i> Ich heirate den Islam Eine Konversion wider Willen
	13	<i>Sadija Kavgić</i> »Is allemol besser als e Kriesch« Fluchtpunkt Saarland: Die Journalistin Sadija Kavgić floh 1992 aus Sarajevo und landete in Neunkirchen
Stadtentwicklung	18	Eine Stadt, der Fluß und die Autobahn Verkehrsentwicklungsplan Saarbrücken 2030 Gespräch mit Michael Genth, Vorsitzender des Vereins für Handel und Gewerbe, Saarbrücken
	26	<i>Silvia Buss</i> Auf dem Weg zur Fahrrad-Stadt Der Verkehrsentwicklungsplan verspricht Verbesserungen für Radfahrer – doch die reichen nicht
Fenster nach Korea	30	<i>Jörg W. Gronius</i> Korea revisited 2016
Zeitgeschichte	34	<i>Gisela Tascher</i> Die Zwangssterilisierung der sogenannten »Rheinlandbastarde« von 1937 und die Strafverfolgung der ärztlichen Täter nach 1945
	44	<i>Nicholas Williams</i> Mal wieder die Opfer Die SR-Dokumentation »Heute noch müssen wir fort« über die Evakuierungen im Zweiten Weltkrieg pflegt das saarländische Opfernarrativ
	48	<i>Joachim Heinz</i> Max Braun, Ehrenbürger der Landeshauptstadt Saarbrücken Europäer – Deutscher – Republikaner

Kunstgeschichte	58	<i>Stefan Ripplinger</i> Berge versetzen Otto Freundlich, Inspirator der »Straße des Friedens«, wird mit einer großen Retrospektive geehrt
Galerie	64	<i>Vera Kattler</i> Unklare Verwandtschaften
Literatur	70	<i>Arno Schmidt</i> Schlüsseltausch
	73	<i>Bernd Rauschenbach</i> Mit Krach raus, mit Krach rein Arno Schmidt an der Saar
	78	<i>Marion Kemmerzell</i> Elisabeth
	87	<i>Eva Paula Pick</i> Das große WIWEWA
Industriekultur	90	<i>Sabine Graf</i> Vom Winde verweht Was nützlich ist, darf nicht schön sein Gedanken zur Industriekultur früher und heute
Mediengeschichte	96	<i>Robert Karge</i> Die ganze Welt auf Papier
	104	<i>Herbert Wender</i> Schon wieder? Recht schreiben, Recht schreiben und nicht recht schreiben können Aus Anlaß einer Neuerscheinung

Im Gedankenschungel

Eigentlich will der Protagonist unseres Aufmacherartikels mit der provokanten Überschrift *Ich heirate den Islam* nichts anderes als mit seiner neuen Freundin glücklich sein. Er hat sie im Internet kennengelernt und sich in sie verliebt. Doch schnell zeigt sich, daß das gar nicht so einfach ist: Die Auserwählte ist Muslima! Was der Autor des Artikels dann erzählt, ist eine Geschichte, die nicht nur interessant ist, sondern jede Menge Zündstoff enthält. In ihr geht es um die Beziehung zwischen einer jungen Frau, die zwischen dem traditionellen Islam und dem westlichen Leben hin und her gerissen ist, die Angst hat, von ihrer Familie verstoßen zu werden, wenn sie sich mit einem nichtmuslimischen Mann einläßt. In ihr geht es um einen jungen Mann, der in unserer liberalen und säkularen Welt groß geworden ist, einen »deutschen Atheisten mit christlichen und jüdischen Wurzeln«, der vor den Problemen, die sich seiner neuen Liebe entgegenstellen, nicht kapitulieren will. Es ist die Geschichte zweier junger Leute auf der Suche nach dem persönlichen Glück. Es ist aber auch eine Geschichte, in der die aktuellen politischen Debatten über Religion und Toleranz, Integration und Abgrenzung nicht ausgeklammert werden. Der Autor erzählt uns diese Geschichte, ohne zu dramatisieren und ohne etwas zu beschönigen: aufrichtig, nachdenklich, witzig und ironisch. Der Artikel *Ich heirate den Islam* ist unter Pseudonym ursprünglich in der Wochenzeitung *Die Zeit* erschienen. Er hat dort für einigen Wirbel gesorgt und auch in den sozialen Medien war die Resonanz groß. Die *Saarbrücker Hefte* drucken ihn in leicht geänderter Fassung.

Nicht ganz so dramatisch, aber auch keineswegs problemlos geht es in der Erzählung, die am Anfang unseres literarischen Teils steht, zu. Es ist die Erzählung der *Schlüsseltausch*, in der es heißt: »Ich bin meist bis zur Brust im Gedankenschungel versunken.« Anfang der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts wurde das geschrieben und der im Gedankenschungel Versunkene ist kein Geringerer als Arno Schmidt, der große Sprachmaniak und Autor von *Zettel's Traum*. Schmidt war damals ein unbekannter und mittelloser Flüchtling aus Schlesien, den es nach Kastel im Kreis Saarburg, gleich hinter der saarländischen Grenze, verschlagen hatte. Dort hatte man ihm und seiner Frau Alice eine bescheidene Zwei-Zimmerwohnung mit Außenklo in einem Bauernhaus zugeteilt. Eine »verkrachte Existenz« nannte er sich in einem Anflug von Sarkasmus und Verzweiflung selbst damals. Seine Frau hat es in ihrem Tagebuch berichtet. Mit einem Artikel von Bernd Rauschenbach runden wir unsere kleine Arno Schmidt-Hommage ab. Unter der Überschrift *Mit Krach raus, mit Krach rein* erzählt der Schmidt-Kenner Rauschenbach über die schwierigen 50er Jahre des jungen Arno Schmidt an der Saar.

Fester Bestandteil der *Saarbrücker Hefte* ist seit vielen Jahren die *Fenster nach*-Rubrik. Ursprünglich als *Fenster nach Frankreich* begonnen, ist dieses Fenster längst auch in andere Himmelsrichtungen und Weltgegenden geöffnet. Unser Autor Jörg W. Gronius blickt diesmal auf das ferne Südkorea. Dort war er mit der Deutschen Radio Philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern auf einer Konzert-Tournee unterwegs.

Was bietet die aktuelle Ausgabe der Hefte sonst noch?

In einem Interview, das Herbert Temmes mit Michael Genth, dem Vorsitzenden des Vereins für Handel und Gewerbe, führte und einem Artikel von Silvia Buss kümmern wir uns um aktuelle Fragen der Saarbrücker Stadt- und Verkehrsentwicklung. Stefan Ripplinger erinnert an den Künstler Otto Freundlich, der lange Zeit fast vergessen war, der zur Zeit aber im Kölner *Basler Kunstmuseum* mit einer großen Retrospektive wieder entdeckt wird und der, wie Ripplinger berichtet, auch im Saarland Spuren hinterlassen hat. Unser Zeitgeschichte-Fachmann Joachim Heinz schreibt über den saarländischen Politiker und Antifaschisten Max Braun und die Medizinerin Gisela Tascher beschäftigt sich mit dem immer noch weitgehend tabuisierten Thema Zwangssterilisation im Rheinland und an der Saar während der NS-Herrschaft.

Lesenswert, gerade jetzt, wo die Zeit des bedruckten Papiers zu Ende zu gehen scheint – es wird wohl so kommen – ist auch Robert Karges mediengeschichtlicher Beitrag *Die ganze Welt auf Papier*. In ihm blättert der Autor noch einmal zurück in die Blütezeit des bedruckten Papiers, als Flugblätter und Druckgrafiken wichtige und weit verbreitete Informationsmedien waren, als es auch in unserer Nachbarschaft, in Wissemburg und Epinal – im 18. und 19. Jahrhundert war das – große Manufakturen gab, die Bilderbögen, Flugblätter und Graphiken en masse anfertigten, druckten und verbreiteten.

Lesen Sie also, solange es noch Papier und Druckerschwärze gibt, die neuen *Saarbrücker Hefte*.

Dietmar Schmitz

PS:

Stanislaw Skrowaczewski

In der letzten Nummer 113/114 der *Saarbrücker Hefte* erschien ein Feuilleton über den Dirigenten Stanislaw Skrowaczewski, der am 6. November 2015 zum Ehrendirigenten der *Deutschen Radio Philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern* ernannt wurde. Seit 1978 war er regelmäßig Gastdirigent des Rundfunk-Sinfonieorchesters Saarbrücken, seit 1994 »Erster Gastdirigent«. Er spielte im Laufe der Jahre mit dem Orchester u.a. sämtliche Sinfonien von Beethoven, Brahms, Schumann und Bruckner auf CD ein.

Am 21. Februar 2017 ist Stanislaw Skrowaczewski im Alter von 93 Jahren in seinem Wohnort Minneapolis in Minnesota/USA gestorben. Das Orchester, der Saarländische Rundfunk, Saarbrücken und die saarländischen Musikfreunde verdanken ihm unvergessliche Aufführungen der klassischen und romantischen Orchesterliteratur sowie eigener Kompositionen.



Ich heirate den Islam

Eine Konversion wider Willen

Von Niklas Rebenstein

In wenigen Stunden werde ich Elyes heißen. Ein Name, der mich meiner großen Liebe Nedia näher bringen soll. Es ist acht Uhr, ein Frühlingmorgen in Tunis. Neben mir schieben Männer Karren mit Säcken voller Gewürze durch die staubigen Gassen der Altstadt, Jungs spielen Fußball. Für einen Moment stehe ich regungslos vor der Ez-Zitouna-Moschee mit ihren antiken Säulen. Noch könnte ich alles abbrechen. Gleich habe ich in der Nähe einen Termin beim Mufti von Tunis. Er soll mich zum Muslim machen. Mich, einen deutschen Atheisten mit christlichen und jüdischen Wurzeln.

Zwei Jahre zuvor warte ich nervös in einem indischen Restaurant in der Saarbrücker Johannisstraße. Ich bin verabredet. Mit einer Frankotunesierin, die ich auf Tinder kennengelernt habe. Ich bin 32 Jahre alt, und mit den Frauen hat es bisher nicht geklappt in meinem Leben. Alle meine Beziehungen scheiterten. Dann steht sie vor mir: Nedia, 27, ein wunderschönes Lächeln, schwarze Locken, braune Augen. Muslimin. Sie ist schüchtern. Das bin ich auch. Aufgewachsen ist sie in Tunesien, erzählt sie mir. Jetzt arbeitet sie als Wissenschaftlerin in Frankreich. Zum Essen trinke ich ein Bier, sie Wasser. Wir verstehen uns sofort, sprechen über die tunesische Revolution, über Literatur und Kino. Wir spüren, daß es passt. Alles an ihr beeindruckt mich. Aber vom ersten Moment an frage ich mich: Wie denkt sie als Muslimin über Juden? Selbst bei aufgeschlossenen Muslimen hatte ich häufig das Gefühl, doch irgendwann auf Antisemitismus zu stoßen.

Aschhadu an la ilaha illallah. Aschhadu anna Muhammadan rasulu'llah. Ich bezeuge, es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet. Innerlich sage ich mir die Schahada auf, das islamische Glaubensbekenntnis. Es beruhigt mich, daß ich im Internet Videos gesehen habe, in denen im Rekordtempo konvertiert wird.

Man muß die Schahada vor zwei Zeugen nachsprechen – fertig. Besonders schwierig kann es also nicht werden, hoffe ich.

Der Großvater meiner Mutter war Jude, Religion spielte bei mir zu Hause aber keine Rolle. Atheist bin ich seit meiner Kindheit. Und jetzt trete ich ausgerechnet zum Islam über. Einer Religion, die mir nie sympathisch war.

Das zweite Mal treffe ich Nedia bei ihr zu Hause. Ich bin aufgeregt. Sie müsse kurz noch mit ihren Eltern in Tunis sprechen, sagt sie, nachdem sie mir die Tür aufgemacht hat. »Dann haben wir das Wochenende für uns.«

Schon bei unserem ersten Treffen hat mir Nedia erklärt, daß ihre Eltern nichts von mir wissen dürfen. Sie wünschen sich für ihre Tochter einen Tunesier, einen Muslim. Nach islamischer Tradition sind Muslime angehalten, unter sich zu heiraten. Die Zahl der Ehen zwischen Muslimen und Nichtmuslimen ist daher verschwindend gering. Diese auf Abschottung ausgelegte Heiratsordnung nennt sich Endogamie.

Nedia bedeutet mir ernst, daß ich mich jetzt mucksmäuschenstill zu verhalten habe. Ich setze mich auf einen Hocker in einer Ecke ihrer Einzimmerwohnung. Sie telefoniert. Zehn Minuten, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde. Nach 35 Minuten legt sie auf. Nedia merkt, daß ich genervt bin. »Danke«, sagt sie und verspricht, für den Rest des Wochenendes ihr Handy auszustellen. Wir machen, was frisch Verliebte so tun: essen gehen, Spaziergänge, Kino, Sex. Ich werde nie vergessen, wie Nedia mich angesehen hat. So verliebt und glücklich. Es ist ihre zweite Beziehung, die erste ist nicht zuletzt an ihren Eltern gescheitert. Hier in Europa, wo sie hingezogen ist, um zu promovieren, soll alles anders werden.

Als wir Sonntagabend von einem Ausflug zurück in ihrer Wohnung sind, klingelt es.



Es ist der Nachbar von gegenüber. Tagsüber habe ein Mann nach Nedia gesucht. Er habe mit dem Hausmeister sogar ihre Wohnungstür aufgeschlossen. »Meine Eltern«, stammelt Nedia nur, nachdem der Nachbar sich verabschiedet hat. Wieder muß ich in die Zimmerecke: Telefon – eine gefühlte Stunde. Ihre Eltern, sagt sie anschließend, hätten sich wegen ihres ausgeschalteten Handys um sie gesorgt. So sehr, daß sie einen entfernten Bekannten loschickten, sie zu suchen.

Schweigend sitzen wir auf ihrem Bett. »Ich kann verstehen, wenn du jetzt nicht mehr mit mir zusammen sein willst«, sagt Nedia leise.

In den kommenden Wochen und Monaten erfindet sie immer neue Gründe, warum sie telefonisch nicht erreichbar ist. Ganze Wochen ist sie angeblich auf Konferenzen in Berlin, Mailand, Luxemburg oder Paris. In Wahrheit verbringen wir die Zeit zusammen. Auf Fragen, die ihre Eltern ihr über die angeblich besuchten Städte stellen könnten, bereitet sie sich akribisch vor. Im Internet liest sie Details über Sehenswürdigkeiten, die sie nie gesehen hat.

Immer wieder dränge ich Nedia, es ihren Eltern endlich zu sagen. Es kränkt mich, verschwiegen zu werden. Besonders spüre ich das, wenn ich Freunden erklären muß, daß ihre Eltern immer noch nicht von mir wis-

sen – während Nedia in meine Familie längst integriert ist.

Gleichzeitig merke ich, wie sehr mich ihr Glaube umtreibt. Auf Facebook sehe ich, daß Nedia die Gruppe »Jews & Arabs Refuse To Be Enemies« gelickt hat. Doch das allein beruhigt mich nicht. In Frankreich macht zu dieser Zeit gerade der Komiker Dieudonné mit seinem abgewandelten Hitlergruß von sich reden. Bei vielen Franzosen arabisch-muslimischer Herkunft ist er mit seiner Anti-Establishment-Pose beliebt. »Was hältst Du von Dieudonné?«, frage ich Nedia per Chat. Bevor ich auf Enter drücke, zögere ich. Bei einer falschen Antwort wäre es aus zwischen uns. »Ein rechter Aktivist«, schreibt sie. Ich bin erleichtert.

Es bleibt nicht die einzige Frage, mit der ich sie teste. Zeitweise vergeht keine Woche, in der ich Nedia nicht irgendeine gewaltverherrlichende Sure vorhalte. »Das hat heute keine Bedeutung mehr«, sagt sie dann. Oder: »Man muß das im historischen Kontext sehen.« – »War Mohammed nicht ein Kinderschänder? Immerhin hat er eine Neunjährige geheiratet«, frage ich sie sogar einmal. Sie läßt sich nicht provozieren. Vielleicht auch, weil sie merkt, daß ich diese Frage nicht ganz ernst meine. Doch nicht immer kann sie mit solchen Provokationen umgehen. Es gibt Grenzen, die ich respektieren muß.

Überall stehen Wachmänner mit Maschinengewehren. Auch vor dem Amtssitz des Muftis. Am Eingang mit den Rundbögen gebe ich dem Wachmann ein wenig verängstigt zu verstehen, daß ich gleich einen Termin habe. »Mariage?«, fragt er. »Oui«, antworte ich. Er lächelt. Ich bin nicht der Einzige, der sich hier heute zur Konversion vorstellt. Im Fünfminutentakt treffen Pärchen ein: die Frauen Tunesierinnen, die Männer größtenteils Franzosen. Am Ende zähle ich zehn Pärchen und einen von einem schick gekleideten Tunesier begleiteten alten Spanier.

Daß hier nur Männer konvertieren, ist kein Zufall. Die Endogamie im Islam ist asymmetrisch: Das Heiratsverbot mit Andersgläubigen gilt nur für muslimische Frauen. Männer dürfen zumindest theoretisch christliche und jüdische Frauen heiraten – Angehörige der sogenannten Buchreligionen. Nichtmuslimische Frauen, die einen muslimischen Partner heiraten wollen, müssen daher nicht unbedingt konvertieren. Männer schon. Denn die Religion des Mannes entscheidet im Islam über die Religion der Kinder.

Ich bin der Einzige, der an diesem Morgen ohne Begleitung gekommen ist. Nedia ist auf einer Konferenz in Paris – diesmal wirklich. »Kriege ich schon alleine hin«, habe ich gehört.

»Ich suche Schutz beim Herrn der Menschheit / vor dem Unheil des Einflüsterers, der kommt und geht, / der Böses in die Herzen der Menschen flüstert.« Wenn Nedia Angst hat, sagt sie Koransuren auf. Sie lebt einen spirituellen Islam. Viele der strengen Regeln, wie fünfmal täglich beten, ignoriert sie. In Tunesien war das lange normal. Der Koran galt nicht als buchstäblich zu befolgende Handlungsanweisung für unsere moderne Welt. Unter dem langjährigen Präsidenten Habib Bourguiba setzte Ende der fünfziger Jahre eine breite Säkularisierung ein, das Kopftuch nannte er ein »Leichentuch«. Erst seit den späten neunziger Jahren werden Kopftücher wieder stolz getragen, auch wegen des wachsenden Einflusses saudi-arabischer Fernsehsender und Prediger. An manchen Stränden, an denen sich Frauen seit Jahrzehnten im Bikini sonnten, ohne daß es jemanden gestört hätte, sieht man nun vor allem Burkinis. Wer sich dieser

Mode verweigert, wird von selbsternannten Sittenwächtern zurechtgewiesen. Nedia steht in diesem Kulturkampf klar auf Seiten der Säkularen.

Mittwoch, 7. Januar 2015. Seit einer Stunde sitze ich vor dem Fernseher. Es sind die ersten Augenzeugenberichte von dem Attentat auf die Redaktion der französischen Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* zu sehen. Früher habe ich nach islamistischen Attentaten nicht groß nachgedacht, was das für Muslime in Deutschland oder Frankreich bedeuten könnte. Mir war nur wichtig, daß sie sich von diesen Gewaltakten distanzieren. Diesmal ist es anders. Ich merke, wie verstört Nedia ist. »Das darf nicht sein«, wiederholt sie am Telefon immer wieder. Ich versuche, sie zu trösten, die Attentäter hätten doch mit der Religion, wie sie sie lebt, nichts zu tun. Trotzdem habe ich das Gefühl, daß sie sich persönlich für den Anschlag schämt. In der Bäckerei, in der sie heute Mittag war, hätten die Leute komisch geguckt, sagt sie. »Vielleicht hast du dir das nur eingebildet«, erwidere ich.

Am späten Abend fahre ich zu ihr. Als sie mir die Tür aufmacht, sehe ich, daß sie geweint hat. »Sie zerstören alles, was mir heilig ist«, sagt Nedia. Allahu Akbar, Gott ist groß. Diese Worte hat sie früher leise gebetet. Heute sind sie der Schlachtruf feiger Mörder. Sie weiß nicht, wie sie reagieren soll, wenn sie bei der Arbeit auf das Attentat angesprochen wird. »Sag einfach das, was du über den Anschlag denkst«, rate ich ihr.

In den folgenden Nächten werden in Frankreich ein gutes Dutzend Moscheen attackiert. Muslime werden auf den Straßen verprügelt. Ich poste auf Facebook einen Artikel, der auf diese Gewalt aufmerksam macht. Ein Bekannter kommentiert, die Muslime sollten lieber gegen die Radikalen in ihren Reihen vorgehen, statt einen auf Opfer zu machen. Das hätte von mir sein können. Früher. Ich muß mich daran erinnern, als wir einige Tage später an einer Gedenkveranstaltung teilnehmen. Mir fällt auf, wie wenige Muslime dabei sind. Ich spreche Nedia darauf an. Sie sagt nichts.

Es sind nicht nur die großen kollektiven Schockmomente, die unsere Beziehung überschatten. »Lies dir mal die Kommentare durch!«, diesen Satz höre ich mindestens einmal pro Woche. Diskussionen über die

Hetze im Netz, über den Aufstieg des Front National und der AfD sind bei uns Alltag. Jeder Tabubruch, jeder Wahlerfolg der Rechtspopulisten beschäftigt uns. Nedia belastet vor allem, daß im öffentlichen Diskurs die Grenze zwischen Islam und Islamismus mehr und mehr verwischt. Daß die AfD den Islam grundsätzlich als verfassungsfeindliche Ideologie definiert, kommt für alle Muslime – ganz gleich, wie sie ihre Religion leben – einer Ausbürgerung gleich.

Einmal, spätabends, sitze ich vorm Computer und gebe bei Google »deutscher Vater« und »arabische Mutter« ein. Nedia wünscht sich ein Kind. Ich bin überfordert. Nicht nur, daß ich eigentlich nie Kinder haben wollte, jetzt muß ich schon vor ihrer Geburt Angst davor haben, daß sie womöglich Opfer von Rassisten werden. Wie würden sie aussehen? Google zeigt mir Fußballspieler. Sie wirken arabisch. Kann ich mir vorstellen, daß unsere Kinder in Deutschland aufwachsen, wenn sich die Stimmung weiter verschlechtert? Eher nicht. Aber welche Wahl habe ich schon? Lange traue ich mich nicht, mit Nedia über meine Ängste zu sprechen. Erst als ich merke, daß sie sich ähnliche Gedanken macht. Sie hoffe, sagt sie einmal, daß unsere Kinder mir ähneln werden – nicht ihr.

Vor dem Amtssitz des Muftis hält jetzt neben mir eine junge Tunesierin – geglättete, lange schwarze Haare und Sonnenbrille – ihrem Verlobten einen Zettel unter die Nase. »Konzentrier dich bitte«, sagt sie auf Französisch. Aus dem Augenwinkel sehe ich, daß auf dem Blatt das Glaubensbekenntnis und die fünf Säulen des Islams stehen – auch auf Arabisch. Wenn man die fünf Säulen tatsächlich auf Arabisch aufsagen muß, kann ich einpacken. Nach einer halben Stunde tritt ein dicker, älterer Mann aus dem Gebäude, offenbar der Assistent des Muftis. Mit einer Handbewegung signalisiert er uns, daß es losgeht. Wir durchqueren einen Innenhof, um dann in einem schmalen Flur vor mehreren Büroräumen Platz zu nehmen. Die Türen zu den Büros sind eigenartig. Man hat sie mit Leder und Polstern verdickt, vermutlich, um sie schalldicht zu machen.

Vor der Revolution waren Ohren überall. Wer nicht aufpasste, riskierte in den Kerkern des Regimes zu verschwinden. Nedia hat das korrupte System unter Diktator Zine el-Abidine Ben Ali früh durchschaut. Ihr Vater

war Funktionär und offiziell regierungstreu. Als sie das erste Mal wählen sollte, fuhr ihr Vater sie, wie es sich für einen loyalen Beamten gehört, zum Wahlbüro und wartete im Auto. Die Wahlen wurden selbstverständlich gefälscht. Statt an dieser Farce mitzuwirken, hat sich Nedia dort eine halbe Stunde auf der Toilette eingeschlossen. Weder ihrem Vater, ihrer Schwester noch Freunden hat sie das bis heute erzählt.

Wieder müssen wir warten. Fast eine Stunde dauert es, bis wir nach und nach in eines der Zimmer gerufen werden. Dort sitzt der dickliche, ältere Mann, scheinbar der Assistent des Muftis. Neben mir im Flur hat ein junger Franzose Platz genommen – begleitet von seiner Verlobten und deren Familie. Ich beneide das Paar. Sie haben ihr Coming-Out schon hinter sich.

Diverse Internetforen sind voll von Hilferufen, die sich alle in drei Sätzen zusammenfassen lassen: »Ich liebe meinen Freund. Ich will aber meine Familie nicht verlieren. Was soll ich tun?« Wieder und wieder habe ich diese Berichte gelesen. Das Ausmaß hatte ich unterschätzt: Zehntausende junge Frauen dürfen in Deutschland ihren Partner nicht selbstständig wählen. Widersetzt sich eine Muslimin hier dem Willen ihrer Familie, riskiert sie, verstoßen zu werden. Im schlimmsten Fall ist ihr Leben in Gefahr. Und die Gefahr geht nicht immer von der Familie aus: Ich kontaktiere einen Mann, der auf *Facebook* frustriert einen Zeitungsartikel zum Thema kommentiert. Er erzählt mir, wie Mitglieder der Moscheegemeinde seiner Frau sie drangsalierten, weil er Christ ist. Zuerst gab es Drohanrufe. Dann wurden Farbbeutel auf ihr Haus geworfen, Autoreifen zerstoßen. Selbst die Polizei konnte nicht helfen. Der Terror ging weiter, über Monate. Bis sie keine andere Möglichkeit sahen, als die Stadt zu verlassen.

»Laß das!«, blafft mich Nedia an. Mein Vergehen: Wie immer wollte ich ihr zur Begrüßung einen Kuß geben. Das Problem: Der Fastenmonat Ramadan hat gerade angefangen. Der Monat, in dem der Koran angeblich auf den Propheten »herabgesandt« wurde. Wir stehen an der Türschwelle zu meiner Wohnung, und Nedia schaut mich an, als wäre ich bescheuert. Schon Wochen vorher hat sie mich auf den großen Monat vorbereitet. Vor allem auf die mich betref-

fenden Aspekte: Sexuelle Kontakte, sogar nur sexuelle Gedanken und Phantasien, sind für sie bis Sonnenuntergang Tabu. Und jetzt will ich sie küssen. Am Nachmittag. Ich sehe nicht ein, mich dafür zu entschuldigen. Unser gemeinsames Wochenende beginnt schlecht. Nedia ist müde, seit gestern Nacht hat sie weder gegessen noch getrunken. Sie muß sich erst mal hinlegen. Später beim Abendessen – für Nedia ist das Fastenbrechen ein feierlicher Moment – kann ich es nicht lassen, ihr triumphierend Erkenntnisse meiner Internetrecherchen zum Ramadan zu präsentieren: Die wirtschaftliche Produktivität soll in muslimischen Ländern dann um bis zu 50 Prozent einbrechen. Die Dehydrierung birgt außerdem gesundheitliche Risiken: Migräneanfälle, Herzprobleme. Das alles kann wohl kaum im Sinne Allahs sein, meine ich. Nedia ist sauer. »Ich will nicht, daß das zwischen uns steht«, sagt sie. Ich merke, daß ich mich zurückhalten muß, will ich unsere Beziehung nicht aufs Spiel setzen.

Die gepolsterte Tür öffnet sich, und ich werde aufgerufen. Der Assistent des Muftis mustert mich, dann geht er mit mir meine Daten durch: Wohnort, Geburtstag, Beruf – und meinen Namen. Wer konvertiert, muß sich einen neuen Vornamen aussuchen, einen muslimischen. Ich habe mit dem Gedanken gespielt, mich aus Protest Issa zu nennen, der muslimische Name für Jesus. Aber der Sinn für Provokation ist mir abhandengekommen. Ich wähle den Namen, den Nedia mir vorgeschlagen hat: Elyes.

Silvester 2015 feiere ich mit einem jüdischen Freund, Nedia ist bei ihren Eltern in Tunis. Wir trinken Sekt und essen Flammkuchen. Zuerst ohne Speck, aber mit steigendem Alkoholpegel nimmt es mein Freund nicht mehr so genau. Wir reden über Nedia. »Du mußt aufpassen«, sagt er irgendwann. »Sie wird sich auf jeden Fall nach ihren Eltern richten. Auch wenn sie gegen dich sind.« Das kenne er aus jüdischen Familien. Der Abend ist für mich gelaufen.

Am nächsten Tag skype ich mit Nedia. »Ich kann so nicht weitermachen«, sage ich. »Du mußt mit deinen Eltern reden.« Sie bittet um Geduld. Aber ich kann mich nicht mehr gedulden. Schweigen. Plötzlich sagt sie: »Willst du mich heiraten?« – »Ja«, antworte ich.



Fast ein ganzes Jahr sträube ich mich dann gegen die Konsequenz dieses Jaworts: Nedia will eine muslimische Hochzeit. Je mehr ich aber darüber nachdenke, desto besser verstehe ich sie. Meine Freundin möchte ihre Familie nicht verlieren. Und ich sie nicht.

Nedia versucht mir die Vorbereitungen für die Konversion, so gut es geht, abzunehmen. Mit einem kurzen Besuch bei der nächstbesten Hinterhofmoschee ist es leider nicht getan. Der tunesische Staat akzeptiert Übertritte von Ausländern nur, wenn sie der Mufti von Tunis persönlich vornimmt.

»Übrigens, in zwei Wochen fliege ich nach Tunesien. Ich trete da zum Islam über. Wegen Nedia.« Ich sitze mit meiner Mutter in ihrem Wohnzimmer. Es hat lange gedauert, bis ich den Mut hatte, sie einzuweihen. Sie reagiert mit einem lang gezogenen Stöhnen. Meine Mutter findet Nedia großartig, aber den Islam sieht sie als Bedrohung. Unseren jüdischen Nachnamen erwähnt sie ungern gegenüber Muslimen. Auch ich habe das aus Vorsicht immer vermieden. Jetzt ist es für sie, als würde ich mich unseren Feinden an den Hals werfen.

»Ich könnte das nicht«, ist auch der fast einhellige Tenor bei meinen Freunden und Bekannten. Niemand sagt es offen, aber sie legen mir meine Entscheidung als Schwäche aus. Die Eltern eines Freundes sehen meine Konversion sogar als Zeichen einer schleichenden Islamisierung, als kulturelle Unterwerfungsgeste.

Nur meine engsten Freunde und meine beiden Geschwister verstehen mich und die Zwangslage, in der sich Nedia und ich befinden. Das gibt mir Kraft. Auch wenn es paradox klingen mag: Was mir ebenfalls hilft, ist, daß ich nicht an Gott glaube. Als Atheist kann ich die bevorstehende Prozedur pragmatisch sehen, mit Distanz, ein bißchen, als würde ich mir von einer Behörde ein dringend benötigtes Dokument erswindeln. Nedia weiß, daß ich niemals ein echter Muslim sein werde. Sie akzeptiert das. Es geht bei der Prozedur um ihre Eltern. Die sind deutlich konservativer als Nedia, gehen regelmäßig in die Moschee und waren auch schon auf Pilgerreise in Mekka. Trotzdem hoffe ich, daß ihnen nach der ersten Bestürzung die Konversion auf dem Papier genügt, daß sie nicht genauer nachfragen werden. Denn auf keinen Fall soll mein formaler Übertritt einmal Folgen für unsere Kinder haben. Sie sollen selbst bestimmen, ob sie einer Religion angehören wollen. Das ist eine meiner roten Linien. Auch die akzeptiert Nedia.

Der Mufti sitzt an einem riesigen Holzschreibtisch. Er trägt eine traditionelle weiße Dschibba, eine Art Robe. Sein Gesichtsausdruck wirkt müde, er dürfte über 70 sein. Vor dem Schreibtisch sind u-förmig zwei Reihen Stühle angeordnet. Ich muß in die erste Reihe, in der zweiten ist kein Platz mehr frei.

Nachdem er eine Weile in Akten geblättert hat, beginnt der Mufti zu sprechen – auf Arabisch. Die anderen haben ihre Frauen, die simultan für sie übersetzen. Ich verstehe gar nichts. Wenn alle nicken, schließe ich mich an und hoffe, nicht aufzufallen. Aber neben dem Mufti sitzt der dicke Assistent. Als sein Blick durch den Raum schweift, bleibt er an mir hängen. Er unterbricht seinen Chef. Mein Herz schlägt schneller. Sie besprechen sich. Dann wendet sich der Assistent mir zu: »Sie sind hier, um zum Islam überzutreten. Stimmen Sie zu, daß es nur einen Gott gibt und Mohammed sein Prophet ist?« – »Ja«, antworte ich und nicke übermotiviert. Ab jetzt wird er für mich übersetzen.

Ob ich verstehe, daß Jesus nicht der Sohn Gottes sein kann? Klar, das hielt ich schon immer für eine dumme Idee. Ob ich damit einverstanden bin, daß ich keinen Alkohol mehr trinken darf? »Natürlich.« Daß ich die fünf Säulen des Islams kenne und befolgen



werde? »Selbstverständlich.« Die erste halbe Stunde klappt erstaunlich gut. Bis der Mufti zum Schweinefleisch kommt: »Wissenschaftliche Studien beweisen, daß das Schwein ein dreckiges Tier ist. Kein Muslim darf es essen«, übersetzt mir der Assistent. »Sind Sie damit einverstanden?« Nein, bin ich nicht. Daß es mir ausgerechnet hier schwerfällt, meine Rolle weiterzuspielen, ist absurd. Ich esse nicht einmal gerne Schweinefleisch. Es ist das Wort »wissenschaftlich«, was mich stört. Mufti und Assistent schauen mich fragend an. »Sind Sie einverstanden?«, wiederholt der Assistent die Frage. Ich zwingt mich, mechanisch zu nicken. Der Assistent lächelt.

Zum Schluß sprechen wir alle zusammen das Glaubensbekenntnis. Dann bekommen wir ein Dokument, das uns offiziell als Muslim ausweist. Wie viele von uns die Konversion ernst nehmen, weiß ich nicht. Jedenfalls sehen alle erleichtert aus. Ich selbst begreife noch nicht richtig, was ich gerade getan habe. Als ich durch einen der langen Gänge laufe, höre ich hinter mir ein »Monsieur, Monsieur«. Es ist der tunesische Begleiter des Spaniers. Er strahlt. »Ich möchte Ihnen gratulieren«, sagt er feierlich. »Wir alle haben gemerkt, wie sehr sie vom Islam überzeugt sind.«

Niklas Rebenstein ist freier Journalist. Seine Geschichte erzählt er unter Pseudonym. Auch der Name seiner Freundin ist geändert. Die Konversion fand vor rund einem Jahr statt. Seither haben sich die Dinge entwickelt: An der linken Hand trägt unser Autor seit kurzem einen Ehering.

»Is allemol besser als e Kriesch«

Fluchtpunkt Saarland: Die Journalistin Sadija Kavgić floh 1992 aus Sarajevo und landete in Neunkirchen

Von Sadija Kavgić

»Die deutsche Sprache hat drei gleichklingende Diphthonge... ai/ei/ey wird aj ausgesprochen: z. B. Mai, ei, rein, Meyer...« Ich las im *Praktischen Handbuch mit 4.000 Wörtern und Ausdrücken. Deutsch mit Aussprache, in jeder Situation, für jedermann*. Das hatte ich noch in letzter Minute gekauft, bevor ich endlich in den Bus einsteigen durfte, der mich nach Deutschland bringen würde. Linienbus Zagreb – Mannheim.

Es war schon länger als einen Monat her, daß ich, glücklicherweise körperlich unversehrt, die umzingelte und gnadenlos mißhandelte Stadt Sarajevo verlassen konnte. Nach acht Monaten des Überlebenskampfes unter Granaten, Scharfschützen, Nahrungsmittel- und Wassermangel und dem schlimmsten von allem: dem Freiheitsentzug.

Die erste Hürde, überhaupt aus der Stadt herauszukommen, war geschafft, danach mußte die Grenze zu Kroatien erreicht und überquert werden. Nie werde ich diese erste Autofahrt, die mich in die Freiheit brachte, vergessen. Wer war der Soldat, der mich in seinem Auto über die Landesgrenze schmuggelte? Wir fragten einander nicht viel. Zu groß war die Angst, daß die Antworten mein Vertrauen zu ihm oder seinen Willen, mir zu helfen, hätten zerstören können. Vielleicht hätte sich ergeben, daß wir eigentlich Feinde sein müßten. So waren wir nur zwei Menschen. Er etwa 35, ich 26.

Er erschien mir als die letzte Chance, noch größeren Gefahren zu entgehen, bevor es dunkel würde, hier an der Grenze, wo ich niemanden kannte, kein Pfennig in den Hosentaschen. Möglicherweise hatte er auch



Sadija Kavgić als Reporterin der Tageszeitung *Večernje novine* im belagerten Sarajevo neben einem improvisiert gepanzerten Fahrzeug an der ersten Frontlinie, 1992.

schon Menschen getötet. Sich an Verbrechen beteiligt. Nichts wußte ich über ihn. Ich hatte einfach Glück. Ohne eine greifbare Gegenleistung brachte er mich in die Freiheit.

Niemals vorher und nie wieder nach dieser mehrstündigen Autofahrt durch die gespenstisch leeren Landstraßen nach Split spürte ich so deutlich die Kraft dieses erhabenen Gefühls der Freiheit.

Lebt er noch? Das werde ich wohl nie erfahren. Seinen Namen habe ich vergessen. Vergessen sind längst auch die unzähligen Dezembertage vor der deutschen Botschaft in Zagreb. Das Ausharren in der Kälte, um eine Nummer zu ziehen, um dem Schalter

näher zu kommen, um den Vordruck für den Einreisevisumsantrag zu ergattern, um den Antrag zu stellen und viele Tage später den Reisepaß mit dem Visum abzuholen. Gut, daß der Onkel so schnell eine Einladung und eine Garantie schicken konnte! Darin war er bereits erfahren, denn es waren bereits viele andere Familienmitglieder und Freunde nach Deutschland geflüchtet. Flüchtlinge ja, aber bitte mit einer persönlichen Einladung, hieß es damals. Später erst kamen viele auch als sogenannte Kontingent-Flüchtlinge über das Rote Kreuz. In Zagreb jedenfalls hatte es damals gewimmelt von schutzsuchenden Menschen. Bei einigen entfernten Familienmitgliedern, die schon länger da waren, fand ich einen engen, aber warmen Schlafplatz und endlich genug zu essen.

Der Sprachkurs, die Duldung und Herr Grimm

»Wie heißen Sie?«

»Ich heiße Čććić.«

»Das ist aber schwer. Woher kommen Sie?«

»Ich komme aus Sarajevo. Ich bin Journalistin.«

»Mein Name ist Wind. Ich komme aus St. Wendel. Ich bin Deutschlehrer.«

»Herr Wind, ich möchte Deutsch lernen. Schnell. Schneller. Am schnellsten!«

»Der einzige Deutschkurs, an dem sie teilnehmen können, findet zweimal in der Woche statt. Jeweils 1,5 Stunden.«

»Aber Herr Wind, diese Menschen aus Rußland sind auch erst gekommen und dürfen jeden Tag mehrere Stunden Deutsch lernen! Ich will das auch. Bitte!«

»Sie dürfen aber nicht. Weil Sie »Duldung« haben.«

»Was ist »Duldung?«

»Ein anderes Wort für »Aussetzung der Abschiebung.«

Was Duldung und ein, durch die Paragrafenbrille betrachtet, minderwertiger Pass bedeuten, können ich und all die Vertriebenen und Geflüchteten, die bis zum Ausbruch des Krieges stolze Besitzer eines der begehrtesten Pässe dieser Erde waren – des jugoslawischen – bis heute spüren. Nur diejenigen, die es irgendwie geschafft haben, einen kroatischen Paß vorzulegen, werden

bevorzugt. Wohl wegen der historischen Verbundenheit mit Kroatien und strategischer Überlegungen.

Als einmal die VHS ein Sprachwochenende nach London organisiert hatte, da durfte ich nicht mit, weil ich ein Visum brauchte. Ein Jahr lang durfte ich in Deutschland mit meinem jugoslawischen Führerschein ganz legal Auto fahren. Doch danach mußte ich 2.000 DM für eine deutsche Führerscheinprüfung ausgeben. Nur wegen des falschen Paßes. Auch als Herr Wind eine Tagesbusfahrt nach Paris über die VHS organisierte, hätte ich nicht mitfahren dürfen. Wegen der Duldung – die sieht nämlich vor, daß das ausstellende Bundesland nicht verlassen werden darf. Niemals hätte ich mir so was vorstellen können: geflohen aus dem Krieg, gefangen im Saarland. Deshalb habe ich mir Paris nicht verbieten lassen und bin einfach mitgefahren. Ich dachte: Was kann mir nach Sarajevo noch passieren? Ich wollte glauben, frei zu sein. Doch der Schwebezustand sollte andauern.

Neinkeije (dt. Neunkirchen) ist eine offene, ehemalige Hütten- und Kneipenhauptstadt des Saarlandes. Am schwersten zu knacken ist der Sprachcode, den die meisten Einheimischen benutzen. Allen voran Herr Grimm. Zu ihm, in den zehn Kilometer entfernten Ort Ottweiler mußten alle Flüchtlinge aus der Umgebung mindestens einmal im Monat. Wegen der Verlängerung der Duldung.

Dort in der Gegend wird noch komischer gesprochen als in Neinkeije. Weiter in gleicher Richtung befindet sich das hübsche Städtchen St. Wendel, wo der heutige saarländische Innenminister Klaus Bouillon 31 Jahre lang Bürgermeister war. Schon zu seiner Zeit gab es dort einen der schönsten Weihnachtsmärkte Deutschlands. Rund um sind viele Ortschaften, die Xxxweiler heißen. Lockweiler, Rappweiler, Naßweiler, Urweiler, Niederlinksweiler, Oberlinxweiler, Thalexweiler, sogar UR EX WEILER! Das gibt's nicht? Doch. Das ist der Ort, wo vor einiger Zeit ein Kebab-Verkäufer von drei saarländisch sprechenden und maskierten Unbekannten in seinem Laden brutal überfallen wurde. Die Ermittler hatten zwar noch nichts ermittelt. Hat aber genügt, um zu behaupten, daß es kein fremdenfeindliches Motiv war. In diesem Fall sprechen sie die gleiche Sprache wie die Ermittler in der

60 Kilometer entfernten ehemaligen Hüttenstadt Völklingen. Dort gibt es seit Jahren Brandstiftungen in von Migranten bewohnten Häusern, ein Täter wurde nie gefaßt.

Es ist allerdings nicht selbstverständlich, daß in diesem knapp über 2.500 m² großen Land Menschen die gleiche Sprache sprechen. Die hier gelebten Dialekte sind eben vielfältig. Die leidenschaftliche Obernärin des Landes, Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer, ist z. B. eine Tochter der Stadt Völklingen. Deshalb ist es durchaus vorstellbar, daß sie bei der Oberthaler Weiberfastnacht-Kappensitzung auch nicht alle Späßchen versteht. So kloor schwätze die do (zu deutsch: So interessant wird dort gesprochen).

Schlimmer erging es allerdings vor 23 Jahren den Flüchtlingen mit Herrn Grimm. Mit ihm war sowieso nicht zu spaßen, denn Herr Grimm war, wie schon sein Name sagt, immer grimmig. Was er da, mit gesenktem Blick und grübelnd an seinem Schreibtisch in seinen Vollbart grimmte, hat wohl nie einer verstanden. Ihm waars Wurschd, der hodd ee die Flemm vonn allem! (dt. Ihm war es egal, er hatte eh genug von alledem).

Die Wohncontainer

Als der erste Tuberkulosefall bekannt wurde, begann die Stadtverwaltung in Neunkirchen, sich intensiver um die Flüchtlinge zu kümmern, die schon fast zwei Jahre in den Wohncontainern am Rande der Stadt leben mußten. Elf Quadratkilometer² pro Familie. Mal zwölf. Eine gemeinsame Küche, Toiletten, Duschen und Waschraum. Menschen verlangten, in Wohnungen untergebracht zu werden.

»Ich habe eine Frage«, sagte der Berufskraftfahrer Milenko und wandte sich mir zu, weil ich als Dolmetscherin herbeigerufen worden war. In Milenkos Familie waren sowohl er, als auch seine Frau und die zwei pubertierenden Töchter etwas kräftiger gebaut. In Ihrem »Zimmer« konnten sie sich nie gleichzeitig bewegen. An jeder Seite ein Hochbett, so daß ein Vorbeikommen zweier Menschen dazwischen nicht möglich war.

»Ččćić, frag doch bitte Herrn Simon, frag ihn, ob er weiß, was Sex ist! Frag ihn, bitte!«

Herr Simon, ein etwa 35-jähriger Sozialarbeiter, der von der Stadt zu einem von den

Flüchtlingen initiierten Gespräch geschickt worden war, blickte verlegen in die Runde.

»Kennst du das?«, rief Milenko, sein Becken wild vor- und zurückstoßend, während alle Versammelten gespannt warteten. Dann gab er mit einem langen Seufzer selbst die Antwort: »Du kennst es vielleicht, aber ich kenne es nicht mehr!« Ein verlegenes Kichern erfüllte den schmalen Korridor des Wohncontainers.

Nach einiger Zeit wurde dieser Container geräumt, die Menschen kamen in Wohnungen. Da dies kurz vor einem großen Pferdesportereignis auf dem angrenzenden Anwesen passierte, bleiben bis heute Zweifel, ob dies der Menschen oder der Pferde wegen geschah. Der Container mit seinen Satellitenantennen an jedem Fenster und den vielen Spielzeugen und Fahrrädern um ihn herum gab auch wahrlich kein schönes Bild ab.

Zeugnisanerkennung

Siebzehn Jahre später lebte ich in Saarbrücken. Meine Existenzgründung als freiberufliche Dolmetscherin war zunächst gescheitert. Als ich mich arbeitslos melden wollte, wurde mir die Zuteilung zum Hochschulteam bei der *Bundesagentur für Arbeit* verweigert. Ich durfte dort nicht einmal vorsprechen. Stattdessen wurde mein Journalistendiplom, das Ergebnis meines vierjährigen Universitätsstudiums, in die zweite von vier deutschen Bildungsstufen eingestuft. Schlechter konnte man nur abschneiden, wenn man gar keine Schule besucht hatte. Das traf mich weitaus schlimmer als damals, als ich, eine frisch angekommene junge Journalistin, in eine soziale Einrichtung zum Putzen geschickt wurde. Denn damals war ich einfach nur froh, am Leben zu sein, und konnte kein Deutsch. Jetzt aber wollte, mußte ich mich wehren. Ich klagte gegen die Agentur. Seit meiner Scheidung bin ich auf Anwälte nicht gut zu sprechen. So nahm ich mir also keinen. Bekam aber viel Beistand von anderen Sachkundigen: zum Beispiel von Herrn Thomas Simon, Berater der Arbeitskammer, dessen plötzlicher Tod mich später sehr traurig machte. Nach zwei Jahren Prozessierens gewann ich schließlich gegen die Anwälte der Bundesagentur. Mein Diplom wurde anerkannt und einem deutschen Studium gleichgestellt. Doch die Zeit – die vergeht.

Auch Milenko hätte hier seinen Fahrerberuf weiter ausüben können – aber als die Duldung nicht mehr verlängert wurde, mußte er nach Amerika weiterwandern und dort wieder neu anfangen. Adnan hätte hier als Chemietechnologe einen guten Job machen können. Stattdessen mußte er nach Australien auswandern. Suzana war zu ihrer Zeit die Jahrgangsbeste Diplom-Finanzwirtin der Zagreber Uni. Nach jahrelangem Putzen in einer Arztpraxis in irgendeinem Xxxweiler machte sie eine Umschulung und arbeitet heute als Krankenschwester. Jasna kam als Medizinstudentin. Wurde dann in eine Arztpraxis geschickt, wo sie Arzthelferin lernte. Als sie fertig war, machte sie die Ausbildung zur Krankenschwester. Heute arbeitet sie als Fachkrankenschwester. Hätte aber längst eine eigene Arztpraxis haben können. Habib kam als Bauingenieur – eine Zeitlang durfte er die Archive einer kleinen Kommune ausmisten. Eine richtige Arbeit hat er nie gefunden. Alles wegen Duldung, mangelnder Sprachförderung und fehlender fachlicher Beratung.

Politische Rechte

Als ich, frisch geschieden, nach Saarbrücken kam, engagierte ich mich enthusiastisch für die politischen Belange der Ausländer. In Deutschland herrschen große Ungerechtigkeiten im politischen Leben. Die Greise, die ihre Jugend und Gesundheit in hiesigen Hütten gelassen haben, sollen noch B1-Deutschkenntnisse nachweisen, wenn sie die deutsche Staatsangehörigkeit haben wollen. Wenn sie das nicht können, dann sterben sie eben ohne jemals die Chance gehabt zu haben, sich in das politische Leben dieses Landes einzumischen. Obwohl sie 40 und mehr Jahre hier lebten. Und das nur, weil sie einen falschen Paß haben.

Beispiel Sabina. Seit ihrem dreizehnten Lebensjahr lebt sie in Deutschland. Innerhalb von 23 Jahren ist sie eine erfolgreiche Businessfrau geworden. Vor zwei Jahren lernte sie einen Mann kennen. Bald zog er zu ihr nach Deutschland und war gerade mal sechs Monate in ihrer Wohnung gemeldet. Da die Kommunalwahl bevorstand, bekamen sie beide eine Einladung zur Wahl. Er für das Stadtparlament. Sie nur für den Ausländer-

beirat – ein Fake-Parlament für die ewigen Gastarbeiter. Und das weil er den kroatischen und sie nur den bosnischen Paß hat.

Auf einer Informationsveranstaltung des städtischen Seniorenbeirats warb ich für das Kommunalwahlrecht für alle in Deutschland lebenden Menschen. Ein älterer Mann hörte mir aufmerksam zu und flüsterte mir dann vertraulich ins Ohr: »Hören Sie. Wenn die nächsten Wahlen in Saarbrücken stattfinden, dann müssen Sie mit mir kommen. Und dann können Sie in der Wahlkabine ein Kreuzchen nach Ihrem Wunsch machen!«

So liebenswert können die Saarländer sein. Das haben viele jugoslawische Flüchtlinge bei ihrer Ankunft vor 23 Jahren hautnah erfahren und denken bis heute mit größter Dankbarkeit daran. Meist wollen die Saarländer Gutes tun. Bei der Verwirklichung setzen sich dann des Öfteren aber andere Interessen durch. So sind z.B. alle Verwaltungsebenen, angefangen von der Landesregierung, seit gefühlter Ewigkeit bemüht, Menschen mit »Migrationshintergrund« in ihre Arbeitnehmerschaft zu integrieren. Doch bisher klappt das offenbar nur beim Verfassungsschutz ziemlich gut. Da wimmelt es nämlich von »migrantischen« V-Männern, die »ihre« Landsleute ausspionieren sollen.

Eins hat das Saarland übrigens, neben dem Bergbau, mit Bosnien gemein: so viele Verwaltungsebenen: Landesregierung, Landkreise, Regionalverband, Kommunen ... Deshalb kommt das Land auf keinen grünen Zweig. Weder das Saarland, noch Bosnien.

Irgendwann habe ich dann doch beschlossen, mich einbürgern zu lassen. Meine Seele war am Zerreißen, weil in meinem Fall die doppelte Staatsangehörigkeit nicht vorgesehen ist. Darüber wurde ich wütend und traurig, ich bemitleidete und tröstete mich selbst. Ich führte Selbstgespräche: »So wie ich jetzt, so muß sich ein Kind fühlen, wenn es entscheiden soll, ob es bei der Mama oder beim Papa leben will. Es liebt beide. Und muß trotzdem eine Entscheidung treffen... Na, unn? Du bist ein gutes Kind! Aber dein Paß ist Scheiße... Heersche awei uff, deujenanna ze schwätze. Un mach kää Ding. Es iss wies iss! Iss allemol besser als e Kriesch!« (dt. Na, und? Jetzt hör doch auf, so durcheinander zu sprechen. Mach kein Problem daraus. Es ist so, wie es ist. Es ist doch auf jeden Fall besser als ein Krieg).

Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Unterstützungsfonds für die Saarbrücker Hefte

mit dessen Hilfe wir das Leben in schwieriger Zeit organisieren wollen.

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e.V., IBAN DE76 5905 0101 0078 1819 14 , Sparkasse Saarbrücken, Verwendungszweck: »Unterstützungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.



Eine Stadt, der Fluß und die Autobahn

Verkehrsentwicklungsplan Saarbrücken 2030

Gespräch mit Michael Genth, Vorsitzender des Vereins für Handel und Gewerbe, Saarbrücken

Die frühere Baudezernentin von Saarbrücken, Frau Dr. Rena Wandel-Hoefler, hat in den Beirat zum Verkehrsentwicklungsplan 2030 die Idee eingebracht, Saarbrücken zu einer fußgängerfreundlichen Stadt zu machen. In der Analyse der Verkehrswege hat man festgestellt, daß viele innerstädtische Wege solche von unter zwei Kilometer Länge sind, die dennoch mit dem Auto zurückgelegt werden. Mit der Stärkung des Fußgängerverkehrs soll auch die Dominanz des motorisierten Individualverkehrs, sprich der Pkw-Verkehr, reduziert werden. Wie stehen Sie zu dieser Idee?

Für mich ist es wichtig, daß die Menschen die Freiheit haben, die Wahl des Verkehrsmittels selbst zu treffen. Ich finde es gut, wenn man ins Bewußtsein ruft, welche Möglichkeiten man hat, eine Strecke zurückzulegen und man darauf setzt, Menschen, dazu zu bewegen, daß sie ihre Alltagswege überdenken. Ich bin kein Freund davon, Angebote zu verdrängen, sondern im Gegenteil dafür, attraktive Angebote zu machen, um es angenehmer zu machen oder darauf aufmerksam zu machen, welches Verkehrsmittel man nimmt.

Eine Kritik der Institute, die die Analyse durchgeführt haben, war u.a., daß Saarbrücken zu viele Parkhäuser bzw. Parkflächen in der Innenstadt vorhalte und dies sozusagen die Sahnstücke seien. Teilen Sie diese Kritik?

Nein, diese Kritik teile ich überhaupt nicht, denn sie geht von ganz falschen Zahlenwerten aus. Ich habe selbst nachgewiesen, daß für die Analysen die Auslastung der Nachtzeiten genommen wurden. Die falschen Zahlen konnten durch die Parkhausbetreiber widerlegt werden. Leider scheint es aber so als ob sich diese Aussage festgesetzt hat. Wären die Parkhäuser zu den Spitzenzeiten so gering ausgelastet, dann wäre es für ein wirtschaftlich handelndes Unternehmen fahrlässig, diese zu betreiben. Es wurde

zum Beispiel im Parkhaus am Lambertshof eine Auslastung angenommen, die sich auf dem Niveau der Dauerparker bzw. -mieter befand. Daß das rein aus Plausibilitätsgründen schon nicht sein konnte, hätte man leicht feststellen können. Und jeder, der den Beethovenplatz aus dem Augenschein kennt, hätte auch feststellen können, daß die angenommene Auslastung nichts mit der Realität zu tun haben konnte. Daß der Beethovenplatz nachts nicht voll beparkt ist, das dürfte allen klar sein.

Ich finde, Saarbrücken hat die richtige Anzahl von Parkplätzen und wir sollten an der bestehenden Situation nichts ändern. Die Stadt lebt nicht davon, daß die Menschen im Schnitt theoretisch einen Parkplatz finden können, sondern die Stadt lebt davon, daß zu den regelmäßigen Spitzen, d.h. jeden Samstag, und an jedem starken Einkaufstag, den es wöchentlich gibt, die Kunden ihre Parkplätze finden. Wenn sie diesen Parkplatz zu den Spitzenzeiten regelmäßig nicht finden, dann werden diese Kunden wegbleiben. Dann wird die Stadt anfangen, abzubauen. Das ist eine Logik, die nichts mit Durchschnittswerten zu tun hat, sondern damit, daß wir Menschen den Zugang zu unserer Stadt verwehren. Es macht keinen Sinn, in Attraktivität zu investieren und dann die Erreichbarkeit runterzufahren.

Es geht um die Erreichbarkeit für die, die die meistens von etwas weiter herkommen und nicht unbedingt auf den ÖPNV oder Fahrrad umsteigen oder ihre Wege zu Fuß machen können. Die Herausforderung ist für mich, daß wir nicht den Tagverkehr für die Besucher überreglementieren sollten, sondern uns der Frage stellen, warum pendeln täglich so viele Menschen mit dem Auto zur Arbeit, oder warum werden da keine attraktiven Alternativen geschaffen.

Der Besucher kommt unregelmäßig, spontan, emotional. Diesem den Besuch zu erschweren oder unmöglich zu machen, heißt, ihn zu vertreiben, und das ist tödlich für unsere Stadt.

Sie haben das Stichwort Attraktivität selbst genannt: halten Sie Saarbrücken derzeit für eine attraktive Stadt?

Ja, auf jeden Fall. Wir hatten zum einen in Saarbrücken einige Jahre gute und richtige Baumaßnahmen, zum anderen hat man sich um viele kleine Details gekümmert. Wir haben uns in der Stadt eine Gestaltungsrichtlinie gegeben, die den optischen Wildwuchs, den wir hatten, wo nichts zu einander gepaßt hat, beendet hat. Dabei wurde sehr darauf geachtet, Individualität zu ermöglichen, aber so, daß es noch zueinander paßt. Und diesen Anspruch finde ich für Saarbrücken toll. Als Beispiele möchte ich das Kaiserviertel oder das Willi-Graf-Ufer nennen und auch die Entwicklung am St. Johanner Markt, wo wir attraktive Außengastronomie haben. Ich finde, Saarbrücken ist eine Reise und einen Besuch wert.

Beim Thema Attraktivität muß man wohl auch über einen großen Zankapfel der letzten Jahre sprechen: die Stadtautobahn. Sie galt zu der Zeit als sie geplant wurde, als sehr modern, denn sie ermöglichte den direkten Zugang in die Stadt, sie wird aber heute von vielen vor allem als Stör- und Lärmfaktor und Hindernis angesehen bzw. als Element, das die Stadt in zwei Teile teilt. Wie sehen Sie die Stadtautobahn und ihre Funktion für Saarbrücken?

Die Stadtautobahn ist das konzeptionelle Rückgrat des innerstädtischen Individualverkehrs, des Lieferverkehrs und auch von Gemeinschaftsverkehren (Busverkehre). Dieses Konzept ist konsequent umgesetzt worden. Es wurde keine Nordumfahrung gebaut. Ich denke, wenn man an das Rückgrat rangeht, dann muß man sich überlegen, bevor man es bricht, daß man einen adäquaten Ersatz schafft. Es wird aktuell auch viel über Emissionen geredet, sowohl beim Lärm als auch bei den Abgasen. Sollte also das Projekt ab 2030 umgesetzt werden, nur noch Elektromobilität zuzulassen, werden wir, was die Immissionsthematik angeht, eine komplett neue Zeit bekommen.

Ich halte es für wichtig, die Wege nach draußen zu verbessern, insbesondere den Vollanschluß Messegelände umzusetzen. Damit können wir Verkehre aus der Innenstadt herausholen. Wir benötigen eine bessere Verbindung vom Messegelände an die Goldene Bremm. Wir benötigen auch eine bessere Verbindung als Alternative zur Lebacher Straße. Wir brauchen ganz viele Entlastungsmaßnahmen. Für die Innenstadt wäre eine direkte Verbindung zum Bahnhof vom Meerwiesertal aus eine wichtige Entlastung. Es gibt viele andere Projekte, die ausgeführt und auf ihre Wirkung hin untersucht werden sollten. Und das propagierte geänderte Antriebskonzept, das ich nicht beurteilen kann, wird auch sein übriges tun und Entlastung schaffen. Die Autos stinken ja nicht dort, wo sie gefahren werden, sondern dort, wo der Strom hergestellt wird.

Stadtmitte am Fluß ist für mich ein tolles Projekt, da es uns klarmacht, daß wir eine Stadt am Fluß sind, eine Stadt, die mit dem Fluß gelebt hat und die sich wieder mit dem Fluß auseinandersetzen muß. Ich finde es wichtig, daß wir uns mit dem Fluß beschäftigen, daß es ihn gibt, wie wir daran gelebt haben und jetzt leben, was wir mit ihm machen können. Und wenn wir alles das wieder verstehen, dann werden wir auch einen intelligenten Umgang mit der Stadtautobahn finden. Denn die Stadtautobahn trennt nicht mehr oder weniger als der Fluß, der mitten durch Saarbrücken fließt.

Urbanität und Lebensqualität heißen zwei Leitziele für die Stadtentwicklung Saarbrückens und auch für die Verkehrsentwicklung. Wie würden Sie diese beiden Begriffe definieren?

Urbanität ist für mich das Leben und Erleben in der Stadt. Daß ich eine Innenstadt erlebe, daß ich daneben die Quartiere habe, aber alles zusammen ein Ganzes bildet. Urbanität heißt für mich, daß ich die Möglichkeit habe, in diesem Stadtraum zu leben, Kultur zu erleben, und zwar vielfältige Kultur, sei es die Freie Szene, die Oper oder Konzerte, eine große Vielfalt. Daß ich in der Stadt mit vielen verschiedenen Menschen aus vielen verschiedenen Ländern friedlich zusammenlebe. Daß ich die Möglichkeit habe, verschiedenste Dinge des Lebens zu genießen, das gehört für mich schon

Integriertes Handlungskonzept VEP Saarbrücken 2030

Strategische Planungen



Fußverkehr (Handlungsfeld A)



Radverkehr (Handlungsfeld B)



ÖPNV (Handlungsfeld C)



Kfz-Verkehr (Handlungsfeld D)



Wirtschaftsverkehr (Handlungsfeld E)



Regionaler Einkaufs- und Tourismusverkehr (Handlungsfeld F)

Maßnahmen

- Daueraufgaben:**
- Barrierefreiheit der Fußwege erhöhen
 - Mehr Querungshilfen an Straßen für Fußgänger (reduzierter Ansatz: 75%)
 - Abbau von gesamtstädtischen Barrieren (z.B. neue Ufer-/Überführungen unter/über Schienentrassen) (reduzierter Ansatz: 40%)
 - Schließung von Netzlücken und neue Gehwege
 - Aufwertung der Treppenanlagen/Kolonnaden (reduzierter Ansatz: 50%)
 - Ausbau der Wegweisung und Beschilderung
 - Fußgängerfreundliche Kreuzungen/Ampelschaltungen (reduzierter Ansatz: 75%)
 - Abbau von Nutzungskonflikten (bspw. mit Radfahren/parkenden Autos)
 - Attraktive Aufenthaltsräume, Sitz- und Spielmöglichkeiten (reduzierter Ansatz: 75%)
 - Öffentlichkeitsarbeit und Institutionalisierung der Fußgängerbelange (reduzierter Ansatz: 50%)
- Umsetzungshorizont kurzfristig:**
- Attraktives Wegenetz für Freizeit und Tourismus (reduzierter Ansatz: 50%)
- Umsetzungshorizont mittelfristig:**
- Aufwertung von Unterführungen (reduzierter Ansatz: 30%)

- Daueraufgaben:**
- Grenzüberschreitender Zweckverband
 - Weiterentwicklung des SPNV-/ÖPNV-Angebotes
 - Busbeseitigungsmaßnahmen
 - gestalterische Aufwertung der Haltestellen (reduzierter Ansatz: 25%)
 - Managementaufgaben; Ausbau des Störungs- und Instandhaltungsmanagements (reduzierter Ansatz: 50%)
- Umsetzungshorizont kurzfristig:**
- Verbesserung des Busnetzes (Angebotsausweitung der Fahrpläne um ca. 3%, z.B. mit Metrobuslinien)
 - Optimierung des Tarifsystems
 - Organisation von Bedarfsvorkehrern
 - Bessere Verknüpfung von Bus und Bahn
 - Ausbau der tangentialen Verbindung zur Universtät (Dudweiler - Uni - St. Ingbert)
 - Ausbau der Barrierefreiheit im ÖPNV
 - Mehr Kommunikation und Marketing (reduzierter Ansatz: 50%)
- Umsetzungshorizont mittelfristig:**
- Saarbahn nach Forbach (Vorzugsvariante über die Forsthöhe/Metzler Straße, abhängig von EU-Mitteln)
 - S-Bahnnetz für Stadt und Region (zusammen mit dem Saarland)
 - Zusätzliche/verlegte Haltepunkte (reduzierter Ansatz: 50%)

- Daueraufgaben:**
- Verkehrsvermeidung durch eine integrierte Verkehrs- und Standortentwicklung
 - Förderung einer innerstädtischen Logistik und von Dienstleistungsfahrzeugen mit innovativen Fahrzeugtechnologien (bspw. Elektro-Ambi-Abel)
- Umsetzungshorizont kurzfristig:**
- Lkw-Führungsnetz zur Entlastung sensibler Bereiche
 - Wegweisung zu Gewerbegebieten verbessern (reduzierter Ansatz: 75%)
 - Mehr Stellplätze für Liefer- und Dienstleistungsverkehre (reduzierter Ansatz: 50%)
- Umsetzungshorizont mittelfristig:**
- Vollanschluss Messe (Landesmaßnahme)
 - Kleine Innenstadtführung zw. Hof- und Meerwiesentalweg zur Entlastung Dudweilerstr., Betzenstr., Rathausplatz
 - Optimierung der Erschließung Trierer Str./St. Johanner Str./Halfenstr. (reduzierter Ansatz: 50%)
 - Anschlussstelle Dicke Buche (nur sinnvoll bei Umfelderschließung, bspw. Haltehalbinsel)
 - Neue Verbindung Deutschmühlental-Stiring-Wende (Landesmaßnahme)
 - Verbesserte Innenstadterschließung mit neuer und klarerer Verkehrsführung (Innenstadterlebenskonzept)

- Daueraufgaben:**
- Bessere Verkehrslenkung bei Großveranstaltungen, um Verkehrsbelastungen zu reduzieren
 - Information und Marketing der Erreichbarkeit der Saarbrücker Innenstadt (gute Erreichbarkeit der Parkhäuser, Erreichbarkeit der Stadt mit dem ÖPNV), (reduzierter Ansatz: 75%)
- Umsetzungshorizont kurzfristig:**
- Stärkung des ÖV für Einkaufs- und Tourismusverkehre
 - Stärkung der ÖV-Infrastruktur für Reise- und Tourismus (z.B. Optimierung der regionalen Tarifstruktur, bessere Anbindung zum Flughafen und zu Messe-/Kongressstandorten)
 - Reise- und Fernbusverkehr: optimierte Verkehrslenkung und Parkmöglichkeiten (bspw. Ausbau Fernbusbahnhof)
 - Stärkung von Wohnmobilitourismus, Camping und Wassertourismus
- Umsetzungshorizont mittelfristig:**
- Verbesserung der Besucherlenkung und -orientierung: touristisches Leitsystem und barrierefreie Wege zu Veranstaltungsorten/ Sehenswürdigkeiten (reduzierter Ansatz: 50%)
 - Ausbau und Stärkung des Radtourismus (reduzierter Ansatz: 75%)
 - Ausbau des Freizeit- und Wanderwegenetzes (reduzierter Ansatz: 75%)
 - Verbesserung des Serviceangebotes, der Informationen und des Besuchermarketings (reduzierter Ansatz: 75%)

Kosten- schätzung

Rund 10,7 Mio. EUR
(710.000 EUR/Jahr)

Rund 13,8 Mio. EUR
(900.000 EUR pro Jahr)

Rund 34,3 Mio. EUR
(2.300.000 EUR pro Jahr)

Rund 21,5 Mio. EUR
(1.400.000 EUR pro Jahr)

Rund 200,000.000 EUR
(13.000.000 EUR pro Jahr)

Rund 2,2 Mio. EUR
(150.000 EUR pro Jahr)

Das entspricht 6 EUR pro Einwohner und Jahr. Die Bundesregierung empfiehlt mindestens 8 EUR pro Einwohner/Jahr (für Einsteigerkommunen in der Radverkehrsplanung).

Plannersocietät



GERTZ GUTSCHE RÜMENAPP
Stadtentwicklung und Mobilität
Planung Beratung Forschung GbR

Integriertes Handlungskonzept VEP Saarbrücken 2030

Strategische Planungen



Saarnaumgestaltung und Barrierefreiheit (Handlungsfeld G)

Daueraufgaben:

- ★ Aufwertung von Hauptverkehrsstraßen und großen Verkehrsflächen in der Innenstadt (Kaiserstr., Dudenwelterstr., Bismarckstr., Hauptplatz, Viktoriastr., Projekt Barock, Trift, Madeline, Richard-Wagner-Str.,...)
- ★ Aufwertung von Hauptstraßen und Ortsdurchfahrten in den Stadtteilen (reduzierter Ansatz: 50%)

Maßnahmen

- ★ Aufwertung von Plätzen und Parkanlagen in der Innenstadt und in den Stadtteilen (reduzierter Ansatz: 50%)
- ★ Aufwertung von Straßen in den Nahversorgungscentren (reduzierter Ansatz: 50%)
- ★ Nahmobilitätskonzepte auf Stadtebene (reduzierter Ansatz: 50%)
- ★ Shared Space (reduzierter Ansatz: 50%)
- ★ Begegnungszonen
- ★ Neues Leben auf Parkflächen (temporäre Umnutzungen)
- ★ Verkehrsberuhigung in Wohnstraßen (reduzierter Ansatz: 50%)
- ★ Programm barrierefreies Saarbrücken (reduzierter Ansatz: 75%)



Ruhender Kfz-Verkehr (Handlungsfeld H)

Daueraufgaben:

- ★ Parkkonzepte in den Stadtteilen (reduzierter Ansatz: 50%)
- ★ Öffentlichkeitsarbeit und mehr Kontrollen

Umsetzungshorizont kurzfristig:

- ★ Parkraumstrategie Innenstadt: Lösung von Parkraumkonflikten, Entlastung des öffentlichen Raumes, Minderung der Parksüchverleihen, Sicherung ausreichender Parkraumkapazitäten für alle Nutzergruppen
- ★ Aufwertung der Parkbauten in der Innenstadt und Erhöhung ihrer Auslastung (teils auch mittelfristig) (im Zusammenspiel mit der Parkraumstrategie (reduzierter Ansatz: 75%)
- ★ Optimierung der Stellplatzrichtlinie



Verkehrssicherheit (Handlungsfeld I)

Daueraufgaben:

- ★ Städtische Verkehrsüberwachung
- ★ Weitergehende Öffentlichkeits- und Kampagnenarbeit für ein rücksichtsvolleres Miteinander und mehr Verkehrssicherheit (reduzierter Ansatz: 75%)

Umsetzungshorizont kurzfristig:

- ★ Leuchtturmkampagne Schulwegsicherheit
- ★ Initiierung eines Netzwerks Verkehrssicherheit in Saarbrücken
- ★ Institutionalisierung der Verkehrssicherheitsarbeit in der Stadtverwaltung
- ★ Verbesserung der Auswertungs-/Nutzungsmöglichkeiten der polizeilichen Unfalldaten



Inter-Multimodalität (Handlungsfeld J)

Daueraufgaben:

- ★ Vermarktung des Umweltverbundes als einheitliches Mobilitätsangebot z.B. mit einer MobilCard (reduzierter Ansatz: 75%)

Umsetzungshorizont kurzfristig:

- ★ P+R-Standorte: Ausbau des P+R und bessere Verbindung mit dem ÖPNV (teils auch mittelfristig)
- ★ Mehr und optimierte B+R-Standorte
- ★ Integration von Taxidiensten in den ÖPNV, insb. in nachfrageschwachen Zeiten/Gebieten
- ★ Verbesserung der Möglichkeiten zur Fahrradmitnahme in Bus und Bahn (reduzierter Ansatz: 50%)

Umsetzungshorizont mittelfristig:

- ★ Ausbau von Schnittstellen zwischen den Verkehrsmitteln und Aufbau von Mobilstationen (reduzierter Ansatz: 50%)



Mobilitätsmanagement & Mobilitätskultur (Handlungsfeld K)

Daueraufgaben:

- ★ Ausbau des betrieblichen Mobilitätsmanagements und in der Verwaltung: z.B. mehr lärmreduzierende Maßnahmen, Radabstellanlagen, Leasingstationen für E-Bikes,... (reduzierter Ansatz: 50%)
- ★ Schulisches Mobilitätsmanagement: z.B. Mobilitätsberatung, Elternhaltestellen, Verknüpfung mit der Leucht-turmkampagne Schulwegsicherheit
- ★ Intensivierung von Arbeitsgruppen- und Netzwerkarbeit (reduzierter Ansatz: 50%)
- ★ Öffentlichkeitsarbeit und Kampagnen für eine nachhaltige Mobilität (reduzierter Ansatz: 50%)



Verkehr und Umwelt (Handlungsfeld L)

Daueraufgaben:

- ★ Abstimmung mit der lärmaktions- und Luftreinhalteplanung und Umsetzung konkreter Schutzmaßnahmen
- ★ Vermehrter Einsatz von lärmoptimiertem Asphalt (reduzierter Ansatz: 50%)
- ★ Vermeidung, Verlagerung und verträgliche Abwicklung des Kfz-Verkehrs insb. durch eine integrierte Verkehrs- und (Wohn-) Standortentwicklung
- ★ Klimawandel, CO₂-Einsparungen und Klimaanpassungsmaßnahmen: Verkehrsverlagerungen auf den Umweltverbund und verträgliche Straßenraumgestaltung (reduzierter Ansatz: 75%)
- ★ Strategie zur Förderung der E-Mobilität und neuer Mobilitätsformen im Kfz- und Radverkehr (reduzierter Ansatz: 50%)

Kosten-schätzung

Kosten der LHS rund 11,4 Mio. EUR (ca. 760.000 EUR pro Jahr)
Förderung durch Bund/Land bereits abgezogen

Rund 950.000 EUR
(rund 63.000 EUR pro Jahr)

Rund 1,0 Mio. EUR
(66.000 EUR pro Jahr)

Rund 0,7 Mio. EUR
(47.000 EUR pro Jahr)

Rund 1,1 Mio. EUR
(73.000 EUR pro Jahr)

Rund 2,1 Mio. EUR
(140.000 EUR pro Jahr)

zur Lebensqualität. Lebensqualität ist das Niveau, auf dem ich Urbanität erleben kann. Meines Erachtens haben wir in Saarbrücken eine sehr hohe Lebensqualität. Wir sind mit genügend Wasser, aber auch genügend Sonne gesegnet. Dadurch haben wir eine relativ grüne Stadt. Wir sind eine friedliche Stadt. Für unsere Bewohner gehört zur Lebensqualität, daß sie hier in Saarbrücken attraktiven Wohnraum zu vernünftigen Preisen finden können. Wir haben hier ein ausreichend gutes Arbeitsplatzangebot. Es gibt hier viele tolle Menschen, die etwas bewegen wollen und sich engagieren. Wir haben im Saarland insgesamt, aber selbstverständlich auch in Saarbrücken, eine Kultur des Essens und Trinkens: von einer spannenden Fast- und Streetfood-Szene, die sich bildet, bis zur Hochgastronomie. Und dazwischen ist auch alles vertreten. Ich finde, daß es kaum eine Stadt unserer Größe gibt, die ein solch attraktives Angebot hat und eine so hohe Lebensqualität wie Saarbrücken.

Mit welchen anderen Städten in der Region muß sich Saarbrücken als Einkaufsstadt messen lassen und wie steht Saarbrücken in dieser Hinsicht für Sie da?

Metz ist eine deutlich kleinere Stadt – und ist als Einkaufsstadt auf seine besondere Art sehr attraktiv. Metz ist wunderschön – mit seiner imposanten Kathedrale und vielen anderen Gebäuden. Metz hat seinen eigenen Charakter und spielt den auch.

Luxemburg spielt in unserer Region, was den Luxus und die Lebensqualität angeht, in einer anderen Liga, wobei wir in Saarbrücken einen großen Zuspruch von Luxemburger Kundschaft haben seit der Erreichbarkeit durch den Pellingertunnel. Saarbrücken ist für diese Besucher ausschließlich mit dem Pkw erreichbar. Die Erreichbarkeit unter einer Stunde ist ein ganz wichtiges Kriterium. Gleiches gilt für unsere französischen Nachbarn, die einen großen Teil unserer Kunden stellen. Sie können nur mit dem Pkw zu uns kommen. Es gibt keinen attraktiven oder auch nur vorhandenen ÖPNV. Es sind auch meist Menschen, die in etwas größeren zeitlichen Abständen zu uns kommen und dann auch – zu unserem Glück – meist etwas mehr einkaufen. Sie kommen nach Saarbrücken, weil in Saarbrücken die Mischung aus Erlebnis, Einkauf, Gastronomie, vielleicht etwas

Kultur am Abend, stimmt. Es wird auch so empfunden, daß es dieses Erlebnispaket bei uns auch zu fairen Konditionen gibt.

Kaiserslautern ist deutlich kleiner, hat eine andere Schwerpunktbildung in Richtung amerikanisches Publikum und Publikum vom Land. Ich sehe Kaiserslautern als nicht so attraktiv im Vergleich an. Trier hingegen ist wiederum eine spannende Stadt – auch wegen seiner Kultur und seiner musealen Angebote. Ich denke, Trier wird auch sehr regelmäßig besucht.

Persönlich finde ich zum Beispiel Straßburg sehr spannend. Straßburg liegt aber weiter weg, so daß es nicht zu einem direkten Vergleich mit Saarbrücken dazugehört.

Und um den Kreis voll zu machen, gehört Mannheim dazu. Mannheim ist eine attraktive Einkaufsstadt, wobei man ganz klar sagen muß, daß dies einem Geschäftsverbund geschuldet ist, der dort für ganz Deutschland Maßstäbe setzt. In Mannheim und Umgebung gibt es allerdings auch ein ganz anderes Potenzial an Einkommen. Man sollte immer sehen, was man aus seinem Potenzial herausholen kann.

Welche Potenziale sehen Sie für Saarbrücken, die man bislang noch nicht nutzt und wo Saarbrücken besser werden könnte?

Auf den Verkehr bezogen sehe ich, daß wir für Berufspendler attraktivere Angebote schaffen müssen, damit sie sich überlegen, auf das Jobticket umzusteigen, bevor sie das nächste Auto kaufen.

Denn darin sehe ich das größte Potenzial. 70.000 Einpendler täglich, die in der Regel allein in ihrem Auto sitzen. Warum schafft man es nicht, sich anzuschauen, welche Strecken attraktiv sind. Es müßte doch für alle interessant und auch schöner sein, mit einem guten Buch in der Hand oder einem MP3-Player auf den Ohren sich von einem Chauffeur in einem großen Fahrzeug fahren zu lassen, anstatt immer allein in seinem eigenen Pkw sitzen zu müssen. Das müßte so attraktiv aufgebaut werden, daß sich immer mehr Menschen die Frage stellen, warum sie das nicht machen.

Ich frage mich, warum es in Saarbrücken keine S-Bahn gibt. In allen Großräumen sind S-Bahnen konzeptioneller Bestandteil des Verkehrsangebotes. Man muß dieses

S-Bahn-Konzept aber logisch umsetzen, d.h. man muß sich anschauen, welche Nutzer vorhanden sind. Es gibt meines Wissens keine bedeutende Universitätsstadt, die keinen Halt Universität hat. Warum ist es in Saarbrücken nicht möglich, daß die Studenten und Mitarbeiter der Universität vom Hauptbahnhof direkt zur Universität fahren, statt sich durch lange Staus in der Innenstadt zu quälen. Damit würde eine deutlich schnellere und attraktivere Verbindung für die Saarschiene von Merzig, Dillingen, Saarlouis direkt zur Universität möglich. Das könnte genauso aus der Richtung Homburg-Neunkirchen erfolgen. Und mit solchen Ideen würde Saarbrücken und das ganze Saarland weg von einer Kreis-Architektur hin zu einer Landesinfrastruktur entwickelt werden. Diese Landesverkehrsplanung würde auch ihren Namen verdienen.

Man würde sich dann auch nicht mehr an Mikrowaben orientieren, sondern auch die Preise so gestalten, daß das ganze Land mit bedacht würde. Ich sehe das bei den Mitarbeitern hier im Haus. Was bei diesen an Ticketpreisen aufgrund unserer jetzigen Struktur zusammenkommt, das ist zum Haare raufen.

Für mich gehört auch dazu, daß das Jobticket um attraktive Freizeitkomponenten ergänzt wird. Im Verkehrsverbund Rhein-Ruhr zum Beispiel gilt das Jobticket zwischen 7 und 9 Uhr morgens, also zur Rushhour während der Woche und am Wochenende ist es in etwa eine Familienfahrkarte. Wenn ich eine attraktive Jobticketvariante wählen kann, dann überlegt sich vielleicht der eine oder andere auch, am Wochenende mit der ganzen Familie zum Einkaufen zu fahren. Weil dann ist es für die Familie ein echter Zweitwagen. Die Option muß sein, daß das Jobticket den Zweitwagen ersetzt. Die nächste Option ist, daß man das Thema park & ride anders löst. Ich kann jeden Bürgermeister verstehen, der sagt, ich baue doch keinen park & ride-Parkplatz, damit die Menschen aus meiner Gemeinde mit der Saarbahn nach Saarbrücken zum Einkaufen fahren, denn er möchte sie in seiner Kommune halten. Vollkommen nachvollziehbar. Doch ich denke, daß wir aufgrund der teilweise ländlichen Strukturen entlang bestimmter Achsen mehr park & ride-Parkplätze brauchen.

Ich denke, daß wir in diesen Bereichen, auch zum Beispiel beim Thema Mitfahrgelegenheiten noch sehr viele ungenutzte Möglichkeiten haben. Der Pendler muß und möchte zu seiner Arbeit. Er wird auf jeden Fall Verkehr nutzen. Der Besucher macht es aus Lust und aus Freude. Wenn diejenigen, die hin müssen, die Verkehrswege verstopfen, dann drehen diejenigen, die es aus Lust und Freude machen, um und kommen nicht wieder.

Wenn wir unsere aktuelle Verkehrssituation anschauen und feststellen, daß wir Spitzen zu bestimmten Zeiten haben, die nicht abgearbeitet werden, dann muß ich mir die Frage stellen, wen kann ich am ehesten davon überzeugen, auf ein anderes Verkehrsmittel umzusteigen. Das ist am ehesten möglich, mit einem attraktiven planbaren Verkehrsmittel. Anstatt Kosten in den Erhalt von Straßen zu stecken, wäre es sinnvoller dieses Geld in Anreize zum Umstieg auf andere Verkehrsmittel zu investieren.

Wenn Saarbrücken sich als Ziel steckt, mehr Fahrradstadt zu werden, dann muß man auch mehr und sichere Fahrradabstellmöglichkeiten schaffen. Es ist nicht damit getan, zu postulieren, daß mehr mit dem Rad gefahren werden soll. Auch dies muß konzeptionell ins Stadtbild eingefügt werden.

Haben Sie den Eindruck, daß Ihre Positionen im VEP-Beirat berücksichtigt wurden?

Es sind viele verschiedene Facetten in die Beratungen zum Verkehrsentwicklungsplan 2030 eingeflossen. Am Ende ist es ein Plan von Profis geworden, der um Facetten ergänzt wurde, die Saarbrücken betreffen. Mir ist wichtig, daß die Umsetzung auch künftig konstruktiv begleitet wird. Ich fände es schade, wenn bestimmte Ideen sich verselbständigen und nicht an die jeweils aktuellen Entwicklungen angepaßt werden. Das betrifft meines Erachtens die Stadtautobahn und das Thema Verkehrslärm sowie die Entwicklung hin zur Elektromobilität. Wir müssen uns immer wieder fragen, ob und wie sich die Realität ändert.

Ich finde es sehr wichtig, daß das Bild des mündigen Bürgers, der frei entscheiden darf, erhalten bleibt. Ich hoffe, daß die Planung nicht zur Bevormundung wird. Die Attrak-

tivität zu steigern und die Einsicht jedes Einzelnen zu stärken, kann dauern. Aber diese Geduld muß man haben.

Wenn jemand ein neues Auto gekauft hat, das gedanklich noch nicht abgeschrieben ist und das er nur mit Wertverlust veräußern kann, dann wird er es nicht stehenlassen können. Wenn, dann beschäftigt man sich erst bei einer Neuanschaffung mit dem Thema Umstieg auf andere Verkehrsmittel. Das sind längere Zyklen und keine kurzfristigen spontanen Entscheidungen. Die Angebote müssen dann so attraktiv sein, daß man sie einfach nicht mehr ablehnen kann.

Ein Ergebnis war, daß der VEP ein mittleres Investitionsniveau bis 2030 fortgeschrieben hat, die von der bisherigen Summe der Investitionen abgeleitet worden ist. Sehen Sie ein übergeordnetes Ziel, das den neuen Plan strukturiert oder eher eine Aneinanderreihung unterschiedlicher Maßnahmen?

Ich sehe beides. Wenn es nur das große Konzept wäre, dann wäre es nicht umsetzbar. Es sind aber viele Einzelmaßnahmen, die sich an einem Konzept orientieren. Es bestand die Möglichkeit für ganz viele verschiedene Institutionen und Teilnehmer, daß sie ihre Ideen und Überlegungen eingebracht haben, die in unterschiedlichem Maße berücksichtigt worden sind. Ich fände es gut, wenn diesem Beirat die Gelegenheit gegeben würde, sich in größeren zeitlichen Abständen mit dem zu beschäftigen, was bereits umgesetzt worden ist. Selbstverständlich immer unter dem Aspekt, daß der Stadtrat der Souverän ist, den wir gewählt haben und der letztendlich entscheidet.

Ich finde es gut, daß der Stadtrat sich Meinungen zu diesem Thema einholt. Und zwar nicht Einzelmeinungen, sondern gesammelt in einem Beirat. Und ich finde es gut, daß die Stadtratsfraktionen, die im Beirat saßen, diese Beiträge auch in ihre Fraktionen weitertragen. Das ist das entscheidende für mich, daß es eine transparente und offene Plattform mit dem VEP-Beirat gegeben hat, die beibehalten werden sollte.

Hatten Sie den Eindruck, daß die größere städtische Öffentlichkeit wahrgenommen hat, daß im Rahmen des Verkehrsentwicklungsplanes die Weichen für viele Entscheidungen im Bereich der Verkehrsentwick-

lung für die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre getroffen werden? Durch die Stadtteilbesichtigungen und Bürgerforen sollte eine möglichst breite Beteiligung der Stadtbevölkerung erreicht werden.

Die Menschen, die zu den Veranstaltungen gekommen sind, haben dies sicher verstanden. Es ist auch ausreichend über viele verschiedene Medien wie Zeitungen oder Internet kommuniziert worden. Aber ohne konkrete Betroffenheit der Menschen werden kaum mehr Menschen erreicht. Ich finde die Bürgerbeteiligung eine sehr gute Komponente, die von Frau Dr. Wandel-Hoefer auch bei anderen Gelegenheiten, wie Stadtmitte am Fluß, eingerichtet worden ist. Es ist eine Kultur der Beteiligung von Menschen und Institutionen über transparente Medien, über offene Einladungen, die sich in Saarbrücken erst entwickeln muß. Solche Beteiligungsformen könnten von der Politik auch in anderen Bereichen aufgenommen werden. Für mich heißt Bürgerbeteiligung, daß gezielt von der Verwaltung Stadtteilbesichtigungen oder -gespräche organisiert werden – unter Beteiligung der politischen Parteien – um Meinungen der Bürger vor Ort in einer offenen, transparenten Form zu erhalten. Wenn dies häufiger eingesetzt würde, dann wären die Bürger auch geübt darin, sich zu beteiligen. Dies wäre quasi die kultivierte Variante der Bürgerinitiativen, eine organisierte Plattform vor dem Stadium von Protestformen. Ähnliches geschieht bei den offenen Treffen des Städtebaubeirates, was ich sehr begrüße.

Ein Vorwurf, der auch bei anderen Politikfeldern häufig auftaucht, ist, daß sich alles immer um die Stadtmitte oder die City drehe. Fanden Sie die Stadtteile beim Thema Verkehrsentwicklung ausreichend berücksichtigt?

Zum einen ist das keine Privilegierung der Stadtmitte, denn die Stadtmitte oder Innenstadt ist der Kern oder das Herz der Stadt. Wenn im Bereich des Verkehrs, im Herzen der Stadt, ein Infarkt entsteht, setzt sich dieser fort bis in die Stadtteile. Denn in Saarbrücken ist alles so aufgebaut, daß alles durch diesen Kern hindurch muß. Ich sehe das als konzeptionell richtig und wichtig an, daß man vom Stadtkern nach außen denkt. Und es ist richtig, daß man sich überlegt, wie die Verkehrsbeziehungen zwischen

den Stadtteilen und dem Kern funktionieren. Sowohl die Beziehungen der Verkehre in den Bezirken als auch zwischen den Bezirken als auch zum Stadtkern wurden meiner Meinung nach ausreichend diskutiert und berücksichtigt. Es wurde auch aufgeworfen, daß man sich die Verkehre über die Stadt hinaus in den Regionalverband anschaut. In einem weiteren Schritt sollten die Beziehungen zum Land in den Blick genommen werden. Es war niemand da, der gesagt hat, daß man sich nur um den Kern kümmert. Verkehr hat einen Start und ein Ziel und diese Beziehungen sind sehr genau untersucht worden und man weiß, daß viele Verkehre in und zwischen den Stadtteilen stattfinden, aber auch als Ziel die Stadtmitte haben. Saarbrücken lebt als Innenstadt davon, daß wir von außen erreicht werden.

Wie sollte Saarbrücken für Sie im Jahr 2030 mit Blick auf den Verkehr aussehen?

Ich denke, daß wir eine spannende Weiterentwicklung dessen haben werden, was wir heute sehen. Wir werden uns wahrscheinlich mit anderen Antriebskonzepten auseinandersetzen, aber immer noch individuellen Verkehr haben. Für Alltagsfahrten, sprich Berufspendeln, wird es attraktive Angebote im ÖPNV geben, so daß es Spaß macht, diese zu nutzen. Ich hoffe, daß wir immer noch eine facettenreiche und interessante Universitätsstadt sind, und daß unsere Universität weiterhin junge Menschen aus der ganzen Welt anzieht. Daß wir in Saarbrücken genauso attraktiv sind als Standort für Ideen wie für Produkte. Daß wir genauso vielen Menschen Arbeit und Lebensraum geben und noch mehr Menschen in der Stadt wohnen können, die es wollen. Daß wir einen spannenden Geschäftsmix haben werden, neue Geschäfte dazukommen, aber auch altbewährte Geschäfte bestehen bleiben. Daß wir friedlich unsere Grenzsituation genießen können, und das Zusammenleben mit unseren luxemburgischen und französischen Nachbarn weiter möglich ist. Daß wir keine Maut bekommen, die es Menschen schwierig macht, uns zu erreichen. Ich finde es in Ordnung, wenn der Transit seinen Beitrag leisten soll, aber daß schon beim Hineinfahren in unser Land auf den ersten Kilometern ein Beitrag fällig wird, das halte ich für

falsch, weil es die Errungenschaften, die wir in den Grenzregionen erleben können, kaputt macht. Viel mehr wünsche ich mir, daß die Verkehrsintegration mit den Nachbarregionen verstärkt wird. Ich wünsche mir, daß Saarbrücken als attraktive und lebenswerte Stadt im Herzen von Europa Menschen beherbergt, die, wozu auch immer, ob geschäftlich oder zu privaten Reisen, immer gut hin und zurückkommen. Zuletzt wünsche ich mir, daß es das Saarland noch gibt und Saarbrücken dessen Landeshauptstadt ist.

Für die Saarbrücker Hefte: Herbert Temmes

Auf dem Weg zur Fahrrad-Stadt?

Der Verkehrsentwicklungsplan verspricht Verbesserungen für Radfahrer
– doch die reichen nicht

Von Silvia Buss

Wer sich in Saarbrücken mit dem Fahrrad fortbewegen will, merkt sehr schnell: Einfach und zügig geht anders. Nehmen wir doch mal Frau P., die am späteren Morgen mit dem Zug am Hauptbahnhof einpendelt, ihr Faltrad aufklappt, um sich zum Rathaus zu begeben. Doch wie kommt sie da hin? Einfach bergab rollen durch die Bahnhofstraße, die Fußgängerzone mit dem »Radfahrer frei«-Schild? Da könnte sie nur im Schrittempo fahren, müßte sich mühsam Lücken zwischen den Fußgängern suchen, die hier in Massen auftreten, sich unberechenbar bewegen und sie mitunter grimmig anblicken, weil sie, durchaus verständlich, diese Zone eigentlich als ihr Reich betrachten.

Frau P. könnte auch den Weg durch das Nauwieser Viertel wählen. Auch diese Strecke hat ihre Tücken. Mangels Radweg oder Straße müßte Frau P. zunächst ihr Rad gut hundert Meter weit über einen Gehweg und drei Fußgängerampeln schieben. In der Beethovenstraße darf sie sogar völlig legal gegen die Einbahnstraße fahren, nur scheinen das manche Autofahrer zu ignorieren. In der engen Straße bleiben diese Autolenker stur in der Fahrbahnmitte, so daß Frau P. fast die parkenden Autos am Fahrbahnrand streift. Manche Fahrer zeigen ihr sogar noch den Vogel. Und wenn sie heute mal den vielen anderen Radlern folgte, einfach ab durch die Mitte, durch die Kaiserstraße, übers meist recht leere Trottoir unter den Kolonnaden? Natürlich ist das (noch) illegal, dafür ist das aber der direkteste Weg. Und sicherer fühlt sie sich als Radlerin dabei auch. Wir wissen nicht, wie sich Frau P. heute entscheidet. Wir wissen nur: Wenn man in Saarbrücken mit dem Rad von A nach B will, muß man sich viel zu viele Gedanken machen und findet doch keine optimale Lösung.

Wie schlecht es in der Landeshauptstadt um die Rahmenbedingungen fürs Rad-

fahren bestellt ist, kann man jetzt schwarz auf weiß ausführlichst nachlesen. In der Bestands- und Bedarfsanalyse, die externe Gutachter mit Bürgerbeteiligung und Verwaltung für den neuen Verkehrsentwicklungsplan Saarbrücken 2030 erstellt haben. Saarbrücken habe ein sehr lückenhaftes, fragmentiertes Netz an Radwegen, konstatieren sie. Auch an vielbefahrenen Hauptstraßen fehle teils jegliche Radinfrastruktur, gemeint sind wahlweise Schutzstreifen, Radfahrstreifen oder Radwege. Die vorhandene Infrastruktur entspreche nicht immer den Mindeststandards, heißt es da. Radstreifen etwa seien oft sehr schmal, hätten gerade mal die Mindestbreite. Radfahrer müßten sich viel zu oft den Weg mit Fußgängern teilen, was zu Konflikten führe. Eine Folge all dieser und noch weiterer Mängel sei der geringe Radverkehrsanteil am Gesamtverkehr von gerade mal vier Prozent, eine Folge auch die überproportionale Unfallbeteiligung von Radfahrern (jeweils bei zehn Prozent der Fußgänger- und der PKW-Unfälle). »Grundsätzlich besteht in Saarbrücken gegenüber anderen Städten ein großer Nachholbedarf für den Radverkehr. Saarbrücken kann nicht auf eine langjährige strategische Radverkehrsförderung aufbauen.«

Solche Aussagen, wie man sie in den beiden telefonbuchdicken Bänden des – vom Stadtrat unterzeichneten – »Verkehrsentwicklungsplans (VEP) Saarbrücken 2030« lesen kann, gehen Radfahrern runter wie Öl. Sie wirken wie Schuldeingeständnisse einer Stadtpolitik, die viel zu lange aufs falsche Pferd, auf die autogerechte Stadt, gesetzt und die »Kehretum!«-Rufe der Fahrrad- und Umwelt-Aktivisten viel zu lange lächelnd überhört hat. Und die erst jetzt, wo die tägliche Blech-Verstopfung der Stadt nicht mehr zu übersehen und zu überriechen ist, zur Korrektur bereit ist. Nach den Kriterien des Nationalen



Gegen das Straßen-Dogma vom »Radfahren für starke, sportliche Männer«: Familien demonstrieren in Saarbrücken für sichere Radwege.

Radverkehrsplan gilt Saarbrücken – nur – als »Einsteigerstadt«. Fortan aber, gelobt man im VEP, sollen alle Mobilitätsarten gleichberechtigt sein, der Radverkehrsanteil bis 2030 um mehr als das Doppelte auf zehn bis zwölf Prozent erhöht werden. Noch ist es nur ein Versprechen. Ob all die Maßnahmen, die im dicken VEP-Band »Ziele und Handlungskonzept« beschrieben sind, auch umgesetzt werden? Daran darf man durchaus zweifeln.

Auf den ersten Blick wirken die geplanten, pardon: empfohlenen Maßnahmen zur Förderung des Radverkehrs gut. Weniger kompliziert, aber auch sicherer soll das Radfahren in Saarbrücken in den kommenden dreizehn Jahren werden, so das Ziel. Eine gute Radverkehrsinfrastruktur, so die richtige Erkenntnis, ist dafür die grundlegende Voraussetzung. Der Ausbau von Radverkehrsinfrastruktur, nennen wir es mal laienhaft Radwege, auch eine radfahrerfreundliche Verkehrsführung an Kreuzungen und Ampeln soll deshalb kontinuierlich vorangetrieben werden. Nach und nach sollen bis 2030 alle Lücken im Radwegenetz geschlossen werden.

Darüber hinaus sollen fünf »innerstädtische Radverkehrsachsen« geschaffen werden.

Diese sollen wichtige Ziele in der Innenstadt, die man bisher nur durch Hakenschlagen erreichen kann, auf möglichst geradem Wege miteinander verbinden und von der City bis in die vorgelagerten Stadtteile reichen. Übergroße Erwartungen sollte man aber sofort dämpfen: Radschnellwege, wie sie das Ruhrgebiet neuerdings hat und Kopenhagen schon lange, gar mit Ampelschaltungen, die für Radler »Grüne Wellen« schaffen, das werden diese Radverkehrsachsen nicht. Zügiges Vorankommen soll auf den neuen Achsen vielmehr erleichtert werden, indem man Radfahrstreifen, dort, wo sie noch fehlen, ergänzt, zudem weitere Abschnitte von Einbahnstraßen in Gegenrichtung freigibt, vielleicht sogar manche kleine Straße auf diesen Achsen zur Fahrradstraße umwidmet. Für Frau P. bedeutet das: Sie wird sich am Hauptbahnhof weiterhin zwischen drei nicht-optimalen Wegen zum Rathaus entscheiden. Die Umweg-Route durchs Nauwieser Viertel wird jedoch etwas komfortabler, da sie mittelfristig als Alternative zur Bahnhofstraße und als Bestandteil einer Radverkehrsachse aufgewertet werden soll. Irgendwann, vielleicht so um 2030, könnte sich Frau P. auf ihrem Weg zum Rathaus aber wie im Paradies fühlen. Denn dann soll sie

endlich legal durch die Kaiserstraße fahren dürfen, auf einem Radweg. Möglich wird das durch ein großes Straßenbauprojekt, von dem dann auch der Radverkehr profitiert. Die Rede ist von der geplanten »kleine Innenstadumfahrung«. Sie soll den motorisierten Verkehr vom Meerwiesertalweg an der Bahnlinie entlang über den Bormannspfad zum Eurobahnhof leiten und so den städtischen Kernbereich vom Kraftfahrzeugverkehr entlasten. In der Kaiserstraße will man neben einer einspurigen Pkw-Fahrbahn einen breiten Zweirichtungsradweg anlegen, ebenso in der Betzenstraße, die sogar – bis auf Zulieferer – ganz frei von Pkw-Verkehr werden soll.

Insgesamt zeigt sich die Stadt im VEP leider jedoch nicht sehr mutig darin, dem motorisierten Verkehr zugunsten der Radverkehrsförderung Platz wegzunehmen. Das zeigt sich zum Beispiel an den Einbahnstraßen. Schon in den 1990er Jahren begann die Stadt, die ersten von ihnen für Radler in Gegenrichtung freizugeben. Da war Saarbrücken sogar mal bundesweit ein Vorreiter. Nur hat die Stadt nie daran gedacht, den Radlern in Gegenrichtung den nötigen Raum, gar eine eigene Spur einzurichten. So fühlen sich Radler in den meisten Einbahnstraßen, etwa in der Beethovenstraße und dem Nauwieser Viertel bedrängt und gefährdet. Dabei ginge es so einfach und auch kostengünstig: Man müßte in den Einbahnstraßen, die zu beiden Seiten Pkw-Parkstreifen haben, nur eine von ihnen aufheben. Fahrradfreundliche Städte tun das längst. Der Saarbrücker VEP empfiehlt zwar die Freigabe weiterer vierzehn Einbahnstraßen oder -abschnitte, an die Aufhebung von Parkstreifen jedoch wagt er sich nicht. Ob das wiederum nicht sogar fahrlässig ist? Nicht nur bei Pkw – Stichwort SUV – geht der Trend zu breiteren Gefährten. Lastenfahrräder etwa, ob zum Transport von Gütern oder Kindern, werden auch in Saarbrücken in wachsender Zahl gesichtet.

Wem aber als Stadt der Mut fehlt, Parkspuren aufzuheben, der traut sich erst recht nicht an die Aufhebung von (Auto-)Fahrspuren zugunsten von Radwegen. (Dabei schien doch das Projekt „Umbau der Wilhelm-Heinrich-Brücke“ ein vielversprechender Anfang zu sein.)

Bei der Grundsatzfrage, wie gute Radwege beschaffen sind, propagiert der Saarbrücker VEP denn auch eine platzsparende Lösung, die in den vergangenen Jahrzehnten bei Radverkehrsplanern als die einzig Wahre und auch sicherheitstechnisch Überlegene galt: Radfahrer sollen auf der Straße fahren, im »Mischverkehr« mit den Autos, auf Radfahr- oder Schutzstreifen, auch damit sie im Blickfeld der Autofahrer bleiben, laute das Credo. Bloß runter mit den Radlern von den auf dem Bürgersteig integrierten Hochbord-Radwegen, wo sie abbiegende Pkw leicht übersehen! Doch viele Menschen – Ungeübte, Kinder und Jugendliche, nicht zuletzt Senioren, die nach Jahrzehnten Fahrrad-Abstinenz nun vermehrt aufs Pedelec steigen – haben Angst, dicht neben Autos auf Radfahrstreifen zu fahren. Sie nutzen lieber – obwohl verboten – die Bürgersteige. Angst ist, wie Umfragen immer aufs Neue belegen, einer der Hauptgründe, die Menschen vom Radfahren gänzlich abhalten. Als »Radfahren für starke, sportliche Männer« gerät das Straßen-Dogma denn auch zunehmend in die Kritik. Anders ist es in den Niederlanden: Dort radelt man, egal wie alt, wie geübt, mit Kind und Kegel gemeinsam auf sogenannten separated oder protected bike lanes: auf (hochwertigen) Radwegen, die separiert vom Autoverkehr geführt werden oder zumindest mit Schwellen von diesem abgegrenzt. Während Einsteiger-Länder wie Frankreich, USA, Spanien, auch Aufsteiger-Metropole London das niederländische Modell als best practice begeistert aufgreifen, herrscht in Deutschland ein hitziger Lagerstreit. Es sind eher die Basisbewegungen wie der »Volksentscheid Fahrrad« in Berlin denn Stadtplaner und Mobilitätsforscher, die sich für die separated/protected bike lanes stark machen. Daß der Allgemeine Deutsche Fahrrad-Club (ADFC) – zumindest auf Bundesebene – sich im November für geschützte Radwege an Hauptstraßen aussprach, kommt fast einer Revolution gleich. Dabei muß man als Saarländer nur mal eben nach Straßburg fahren, um zu sehen, wie gut geschützte Radwege gerade von Eltern mit Kindern angenommen werden.

Eine weitere Streitfrage könnte zum Gradmesser werden, wie ernst es die Stadt mit der Gleichberechtigung der Verkehrsteilnehmer

meint. Die Rede ist von der Trennung von Fußgänger- und Radverkehr. So halten die VEP-Autoren zwar die Zusammenführung der beiden für nicht ratsam, da dies wegen der großen Geschwindigkeitsunterschiede häufig zu Konflikten führe oder sogar zu Unfällen. Sie kritisieren auch, daß dies in Saarbrücken viel zu häufig geschieht. Doch die sich anbietende Möglichkeit, auf Wegen, die das aufgrund ihre Breite zuließen, Markierungen zur Trennung vorzunehmen, wird nur in einem Fall erwogen: Bei den Leinpfaden, die zu »Radkomforttrouten« optimiert werden sollen. Bisher ist es für Radfahrer speziell am Willi-Graf-Ufer zwischen Heizkraftwerk und Congresshalle bei Wochenend⁷ und Sonnenschein vor lauter Spaziergängern mit jeglichem Komfort vorbei. Zum »Abbau von Nutzungskonflikten«, sehen die Autoren des VEP daher die Notwendigkeit, die Trasse zu verbreitern. Auch bessere und mehr Anbindungen an die anliegenden Stadtteile – bei Autobahnen spräche man von Aus- und Auffahrten – sollen diese Rad-Highways bekommen. Echte Rad-schnellwege können diese Komforttrouten trotz aller Optimierungen gleichwohl nie werden. Durch ihre Eins-a-Lage am Wasser werden Zweiradfahrer hier immer mit Spaziergängern konkurrieren.

So wird der VEP, sofern seine Projekte denn auch umgesetzt werden, zwar einige Fortschritte für Radler in Saarbrücken bringen, ein Quantensprung ist er aber nicht.

Dafür fehlt es auch an Geld. Bei »Einsteiger-Städten« sehen die Nationalen Radverkehrsplaner einen jährlichen Investitionsbedarf von acht bis 18 Euro pro Einwohner. Saarbrücken hält aber nur sechs Euro pro Kopf für möglich, das sind gerade einmal 900.000 Euro pro Jahr. Für fette Radfahr-Werbekampagnen, die zu einer Fahrradkulturbildung nicht unwesentlich beitragen, reicht das nicht. Das angedachte Fahrradparkhaus ist schon gecancelt, ein Leihradsystem soll lediglich als Möglichkeit »geprüft« werden. Wie die Chancen stehen, daß Saarbrücken von der Einsteiger- irgendwann zur Aufsteiger-Stadt wird? Es gilt die alte Radler-Weisheit: Der politische Wille ist ausschlaggebend. Die Radler werden selbst ohne Förderung auch in Saarbrücken mehr. Und sie werden anspruchsvoller.



Korea revisited 2016

Von Jörg W. Gronius

In Tongyeong an der Südküste eine Stimmung wie bei Joseph Conrad. Nachsaison, die Wassersportler sind weg, der Yachthafen liegt grau, das ölige Wasser schwappt lustlos vor sich hin. Von den Werften tönen die kreischenden Flexe und die zischenden Flammen der Schweißler. Container und Schrott ächzen unter schwüler Hitze, bis endlich am Nachmittag die feinen tropischen Regenfahnen sich über die Aquarien der schmutzigen Fischrestaurants legen. Barsche, Aale, handgroße Krabben, Riesenschnecken und undefinierbare Tiefseetiere warten in trübem Wasser darauf, halblebend noch und roh verspeist zu werden.

Am Abend sind wir zum Galbi geladen, dem koreanischen Barbecue. Mit Feuerzeugen bewaffnete Serviererinnen steigen auf die im Boden versenkten Tische, unter denen wir unsere unbeschuhten Füße platzieren, sitzend auf den Dielen. Stehend über uns entfachen die Frauen den Grill, dessen Flamme hoch aufschießt. Feuerlöscher? Notausgang? – Aber wir kämen eh nicht schnell genug mit unseren Beinen unter den Tischen hervor und hinaus. Schalen mit eingelegtem Gemüse und kochenden Suppen werden aufgetragen, während mariniertes Rindfleisch in den Flammen brutzelt. Manches verbrennt sofort, anderes versuchen wir durch Verspeisen zu retten.

Im Mund aber stellen wir fest: es sind Knochen und Knorpel. Rippchen, die erwarten, daß wir sie mit scharfem Gebiß krachend zerkleinern. Man spuckt. Wohin mit den Knochen? In die winzigen Servietten gewickelt und abgelegt. Die Gemüseschalen zur Hand, die Suppen sind viel zu heiß, als daß man sich ihnen auch nur nähern kann. Dagegen Kimchi: schmackhaft eingelegtes Gemüse, das sich mit Stäbchen gut fassen und zum Munde führen läßt. Salzig, sauer, saftig. Ein Schmaus.

Mit Zangen und Scheren bewaffnet stehen die Damen vom Grill vor uns auf den Tischen, jonglieren mit Halbgaarem und Verbranntem. Die Stäbchen verursachen mit der Zeit einen Krampf in unserer rechten Hand. Da helfen koreanisches Craft-Bier und das Nationalgetränk Soju, der 16prozentige Reisschnaps, aus immer neu nachkommenden Flaschen.

Noch während die Knochen und Knorpel brutzeln über der Glut, werden die Grillroste Punkt 22 Uhr gedeckelt, alles wird abgeräumt, Bestellungen nunmehr verweigert. Raus! Feierabend! Man ist hier nicht höflich, man hat genug bedient, ist jetzt reichlich bedient von den Gästen aus dem Langnasenland. Raus! – Ja doch! Wir sind schon auf dem Weg, man muß ja erstmal unter den Tischen hervorkommen, die Schuhe suchen, sie über die bei der Hitze geschwellenen Füße ziehen. Im Gedränge zur Tür kann ich gerade noch ein Soju-Glas mitgehen lassen.

* * *

Zum zweiten Mal begleite ich die *Deutsche Radio Philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern* auf ihrer Korea-Tournee. Schon beim Check-in am Frankfurter Flughafen fragen die koreanischen Passagiere nach den Konzerten: wo und wann? An den Tour-Aufklebern erkennen sie die Musiker. »Welches Instrument spielen Sie und welches Programm?«

Wieder ist es wie vor zwei Jahren. Massenhaft strömen die Zuhörer in die Konzertsäle. Wieder eine in Europa nie erlebte gespannte Erwartung vor den Konzerten, Begeisterung, Hingerissenheit, Gefühlsausbrüche während der Musik. Beethoven, Tschaikowski, Brahms. Die Leute brüllen laut auf nach dem letzten Ton, als wären sie von der Musik tief getroffen, ja verletzt worden. Danach kaum

endender Beifall mit Johlen, Kreischen, Pfeifen. Bei Tschairowskis Violinkonzert rollen die Tränen. Den Musikern werden Liebeserklärungen zuteil.

Was erleben die Koreaner bei diesen Konzerten? Historische Musik aus Europa in quasi historischen Kostümen. Klänge des 19. Jahrhunderts, vorgetragen von Leuten in Fräcken – oder den Fräcken angeglichenen Abendgarderoben der Damen. Der Frack ist das bürgerliche Kostüm des 19. Jahrhunderts, der höfischen Tracht nachempfunden, jedoch ohne deren Farben, Verzierungen, Schnallen, Degen. Schwarz und weiß die Herren, die Damen nur schwarz, Lackschuhe unterstreichen den festlichen Anlaß. Erstaunlich, daß dieses Kostüm, das mit Beethoven zur Konzertuniform wurde – Mozart und Haydn kannten den Frack noch nicht – bis heute sich hält, auch wenn die so gewandeten Orchester Henze, Lachenmann oder Philipp Glass aufführen. Auch koreanische, chinesische, japanische und alle Sinfonie-Orchester der Welt spielen im Frack. Die klassische und romantische Musik Europas ist und bleibt eine Weltsprache bis hinein in die Berufskleidung, eine Globalmusik in globalem Gewand. Das ist die einmalige kulturelle Leistung, das Geschenk Europas für alle Menschen dieses Planeten.

Beethovens Neunte als Hymne der Europäischen Union: warum nicht?

* * *

Man wollte die Liebe importieren. Es hat nicht geklappt. 2014 starrten alle Koreaner auf ihre Smartphones und sahen Soaps. Jetzt, zwei Jahre später, haben sie ausgedient. Man spielt am Handy lieber Spiele. Man sehnte sich bis vor kurzem nach westlicher Romantik, Zärtlichkeit und Liebe. Es waren fremde Erfahrungen, die man aus Amerika importierte. Die Bilder und Geschichten der Soaps sehen in aller Welt gleich aus. Schuß, Gegenschuß, Türeenschlagen, Tränen. Ja, so geht das mit der Liebe. Das mußte in Korea ja schiefgehen. Liebe schafft Eifersucht und Trauer im Fall des Verlassenwerdens. Also gar nicht erst mit diesem westlichen Quatsch anfangen. Es droht Arbeitsausfall! Pech in der Liebe, Glück im Spiel.

In der Ehe hat Liebe sowieso nichts zu suchen. Der gerade ins Deutsche übersetzte koreanische Roman »Die Vegetarierin« der 45jährigen Autorin Han Kang beginnt so:

Bevor meine Frau zur Vegetarierin wurde, hielt ich sie in jeder Hinsicht für völlig unscheinbar. Um ehrlich zu sein, fand ich sie bei unserer ersten Begegnung nicht einmal attraktiv. Mittelgroß, ein Topschnitt, irgendwo zwischen kurz und lang, gelbliche unreine Haut, Schlupflider und dominante Wangenknochen. Ihre farblose Kleidung zeugte von ihrer Scheu, etwas von sich preiszugeben. (...) So fühlte ich mich weder von ihr angezogen noch abgestoßen und sah daher keinen Grund, sie nicht zu heiraten.

Ehen werden arrangiert. Man wählt den Partner aus Prestige- und materiellen Gründen. Die Ehe ist ein Teil der Karriere.

Dazu paßt der ruppige Umgang: entweder man verbeugt sich voreinander oder rempelt sich an. Niemals wird einer dem anderen eine Tür aufhalten. Auch Frauen wird nicht geholfen. Die Menschen gehen zielstrebig hinein, hinaus und voran, ohne sich umzublicken.

Man arbeitet von früh bis in die Nacht als möglichst unscheinbarer Angestellter einer möglichst unscheinbaren Firma. Verspätet man sich beim Dienstantritt um zwei Stunden, etwa wegen eines familiären Notfalls, und entschuldigt dies telephonisch im Büro, liegen dort die Entlassungspapiere schon bereit.

Ich mußte mir noch eine glaubhafte Ausrede für mein Zuspätkommen zurechtlegen und die Präsentation vorbereiten. Seit ich vor Monaten den neuen Posten angenommen hatte, kam ich keinen Tag vor Mitternacht nach Hause.

Seoul hat 10 Millionen Einwohner, die in Hochhausgebirgen winzige Wohnungen zu ungeheuren Preisen besitzen, die sie eigentlich nur zum Schlafen betreten.

* * *

Vom *Emergency Castle* der Kaiserzeit, am südlichen Rand von Seoul, besteigen wir den steilen Berg, den ein Tempelbau krönt. An den Giebeln die Ornamente in Form der Hibiskus-Blüte. Hibiskus, die symbolische Pflanze Koreas, ein Heilkraut, das wir auch Eibisch nennen. Von oben der Blick auf die riesige Stadt, die im Dunst sich zwischen die Berge drängt. Der Landschaft abgetrotzt. Wohntürme, Bürotürme, Turmgebirge und Kräne, Kräne, Kräne, die neue Türme hochziehen. Auf dem Wanderweg von der Festung herab Soju-Trinker, die gröhlen und braune gegrillte Maden aus Pappbechern essen.

Eine Schulklasse besichtigt die Burg: Mädchen in schwarzer Uniform aus Rock und Bluse haben alle den gleichen blaßrot grellen Lippenstift. Wahrscheinlich die neueste Mode aus einem Manga.

Koreanische Wanderer – mit oder ohne Soju – sind ver mummt, tragen Kappen mit tiefen Schirmen über die Augen, Handschuhe, weil sie die Sonne nicht vertragen auf ihrer weißen Haut. Auffällig dagegen die braungebrannten chinesischen und malaysischen Touristen in der Metro von Seoul.

Abends wieder in der Stadt sehen wir an den Türmen hinauf. In den kleinen Wohnungen nur Leuchtstoffröhren, die auch in den Kaufhäusern als einzige Lampen angeboten werden. Kaltes Licht.

* * *

Kaufhäuser der Konzerne Hyundai und Lotte. Hyundai baut nicht nur Autos, von denen wir in Europa fast nur die Kleinwagen kennen. Hier cruisen die Mittelklassewagen Avante, Sonata und die Großlimousinen Grandeur, Genesis, Equus – Formate, die Europa noch bevorstehen. Die Namen sind jedenfalls schon ausnahmslos abendländisch. Hyundai ist der fünftgrößte Automobilproduzent der Welt. Hyundai unterhält Kaufhäuser, Versicherungen, Banken, stellt Fahrstühle her, Kräne und – eigentlich alles.

Auch im Kaufhaus Lotte gibt es keinen Personalmangel. Hinter jedem Tresen mindesten fünf Verkäuferinnen und Verkäufer,

die sich vor jedem vorbeieilenden Kunden tief verbeugen. »Lotte« höre sich nicht gerade koreanisch an? Stimmt. Der japanische Gründer der Firma war Goethe-Fan und nannte sein Geschäft nach Werthers großer, vergeblicher Liebe.

In der Tagesschau des koreanischen Fernsehens wird der aktuelle Chef von Lotte vor einem Gerichtsgebäude gezeigt. Prozeß wegen Steuerhinterziehungen unvorstellbaren Ausmaßes. Bei den Nullen der Währung ist man schnell bei Trillionen. Ihm droht eine Gefängnisstrafe. Auch Goethes Werther endet tragisch. Aber Lotte kehrte im Alter noch einmal nach Weimar zurück.

Samstag ist Familieneinkaufstag. Die Lebensmittelabteilungen in den Untergeschossen der Kaufhaustürme bieten Produkte aus allen Erdteilen. Beliebt ist Europa: italienische Pasta, französischer Wein, Allgäuer Emmentaler aus Deutschland. Während die Eltern essen, sehen die Kleinkinder im Buggy auf Tablets fern. Essen heißt schnell essen und heiß: Nudeln bündelweise mit den Stäbchen in den Mund stopfen und im Ganzen runterschlucken. Mit der Sauce nachspülen.

Es ist verpönt, ja, verboten, sich während des Essens zu schneuzen. Aber gerülpscht darf werden, immer und überall. Der Verkäufer der HiFi-Anlagen im Hyundai-Kaufhaus empfängt den Besucher mit tiefer Verbeugung und einem sonoren Gurren aus der Magengrube.

* * *

In den Stadtvierteln von Seoul stehen die Arbeits- und Wohntürme getrennt. Dazwischen ein Flübchen oder Kanal. Die Menschenströme ziehen morgens und abends über die Brücken, hin zur Arbeit, zurück zur Ruhe. Am Wochenende bleiben die Brücken leer. Erst am Vormittag kommen die Jogger, Skater, Radfahrer und Hundebesitzer mit den frisch frisierten, ondulierten Zierpudeln. An den Rändern der Blocks, wo die Einfahrten sind zu den Tiefgaragen, die kleinen Läden und Garküchen, die 24 Stunden offenen Mini-Supermärkte, vor denen bis in den Morgen getrunken wird.

Im koreanischen Fernsehen klagen die Bauern. Alles strömt in die Städte. Auf dem Land ist fast die Mehrheit der Bauern über 80. Die Jugend will die Zukunft, »Technology and Engeneering«, IT, also Samsung und LG. Nimmt dafür alles in Kauf. Fahrzeiten innerhalb der Stadt – ob mit Metro, Bus oder Auto – nie unter einer Stunde.

Seoul wächst und wächst, überall Kräne, die neue Türme bauen – das muß ja die Kim-Bande im Norden zur Weißglut bringen. Das amtierende Familienoberhaupt droht mit atomarer Zerstörung des Südens. Über der Stadt kreist den Tag über eine amerikanische Propeller-Maschine. Zur Aufklärung? Zur Sicherheit? Am hohen blauen Himmel Jagdflieger. Angst? Nein, niemand hat Angst vor Kim Jong-un, dem 32jährigen Dickertchen mit der neuen Korea-Peitsche. Man lacht über ihn, aber seine Frisur mit den hochrasierten Schläfen ist die angesagte Mode. In Seoul und in aller Welt.

Im Norden der Terror einer sich als Arbeiterpartei gebärdenden absoluten Erbmonarchie, im Süden der des Kapitals. Beides in den Händen von Familienclans: Kim im Norden, im Süden die Konzerne Hyundai, Samsung, Lotte. Die Bürger im Norden hungernde Habenichtse, die Bürger im Süden hochverschuldete Eigentümer von Wohnungen und Autos. Gäbe es nicht etwas dazwischen?

Freitag: vier Männer in Anzügen trinken vor einem Grillroom Bier aus Halbliterkrügen, dazu steht eine Flasche Johnnie Walker auf dem Tisch, die halb leer ist. Manager auf dem standesgemäßen Weg ins Wochenende. Damit das klar ist: nur arme Leute trinken Soju.

Aber unter den subtropischen klimatischen Umständen ist Soju das vernünftigste Getränk.

Keine Vögel außer blauschwarz schimmernde Elstern, die schrill keifen. Hunde als Ziertiere mit irren Frisuren. Plötzlich Vogelgezwitscher mit Kuckuck, aber nur als elektronische Beschallung im Hyundai-Kaufhaus.

Bukchon, das ehemalige Wohnviertel der kaiserlichen Beamten in Seoul, wird eröffnet von einem riesigen Bürohaus: »Hyundai Technology and Engeneering«. Dahinter ist

heute das traditionelle Kunsthandwerk beheimatet. Die Schneidereien der historischen Trachten mit ihren Krinolinen unter bodenlangen Kleidern und kurzen Blusen der Frauen. Männer tragen glänzende Schärpen und hohe, breitkrepelige Hüte. Die jungen Trachtenpaare posieren in den Gassen für die Touristen, damit man sich mit ihnen fotografieren lassen kann. In einer Schneiderei können die Besucher selbst die traditionellen Gewänder anlegen und in höfischem Ornat vor die Kamera treten.

Stadteinwärts die Shopping Mall Insa-dong-gil: Kitsch, Tand und Tinnel neben Fächern, Tüchern, Nachbildungen ritueller Masken. Ein grauhaariger Mann spricht die westlichen Männer auf ihre Potenz an und empfiehlt seine Ginseng-Kur. Märchenhafte Läden mit Pinseln, Bürsten und Papieren. Vorn im Schaufenster eine Reihe besen-großer Pinsel für die Monumental-Kalligraphie. Hinter den Papierballen unzählige Farbsteine für die Tusche.

Das Licht Asiens ist anders: sanfter, die Farben flacher, der Horizont unscharf. Subtropischer Dunst.

Man arbeitet und fragt nicht nach einem anderen Leben. Letzter Blick vom 12. Stock des Hotels auf den Berufsverkehr in Seoul. Das Gedränge der Automobile auf der sechsspürigen Brücke über den breiten Hangang-Fluß. Keine Fußgänger, nur Autos, Autos, Autos. Das ist die eine ganze Welt. Wir sind Ameisen, motorisierte Ameisen. Was sonst?

Am Flughafen unter den Klängen von schrillen Fanfaren und paukenden Trommeln der Aufzug der »Koreanischen Königsfamilie« in historischen Trachten und Gewändern. Prachtvoll. Man kann sich mit ihnen fotografieren lassen. Vor zwei Jahren hörten wir diese Klänge mit veritablen Instrumenten vor dem rekonstruierten Kaiserpalast bei der Wachablösung der historischen Garde. Hier, auf der Shopping-Mall des Airports Incheong, kommt die Musik aus einem mitgeführten Lautsprecher auf Rollen mit traditioneller Lackbemalung. Made by Samsung.

September/Oktober 2016



Die Zwangssterilisierung der sogenannten »Rheinlandbastarde« von 1937 und die Strafverfolgung der ärztlichen Täter nach 1945

Von Gisela Tascher

Vor dem Landgericht Saarbrücken begann im August 1947 ein Strafprozeß gegen drei Ärzte wegen »eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit gemäß dem alliierten Kontrollratsgesetz Nr. 10 von 1945«. Der Tatbestand der vorsätzlichen Körperverletzung mit anschließendem Verlust der Zeugungsfähigkeit, der den Ärzten in der Anklage zur Last gelegt wurde, lag schon ein Jahrzehnt zurück. Es handelte sich dabei um die 1937 vorgenommenen Zwangssterilisierungen von gesunden Kindern deutscher Frauen und afrikanischer Besatzungssoldaten aus der Zeit der alliierten Rheinlandbesetzung nach dem Ersten Weltkrieg und der Präsenz französischer Truppen im Saargebiet bis 1935. Anzumerken ist in diesem Zusammenhang, daß zum Beispiel im Jahr 1921 die im Saargebiet stationierten französischen Truppen, die dem französischen Kriegsministerium unterstanden, einen budgetmäßigen Bestand von 266 Offizieren und 7163 Mann hatten, worunter 3200 sogenannte »Eingeborene aus Nordafrika« als Angehörige der französischen Kolonialarmee waren.

Zur Tatzeit 1937 waren diese Zwangssterilisierungen von gesunden Kindern – selbst im nationalsozialistischen Deutschland – nach dem Gesetz nicht zulässig und rein »rassenhygienisch« und »erbbiologisch« begründet. Die Zwangssterilisierung von »farbigen Mischlingen« hatte ihre Vorbild in der Zwangssterilisierung von sogenannten »Erbkranken«. Das als »Erbgesundheitsgesetz« bezeichnete »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses«, das am 1. Januar 1934 in Kraft getreten war, »legalisierte« die zwangsweise »Unfruchtbarmachung von Erbkranken«, wenn nach den sogenannten »Erfahrungen der ärztlichen Wissenschaft« mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, daß die Nachkommen dieser »Erbkranken« an schweren körperlichen und geistigen Erbschäden leiden würden. Als »Erbkranker«

galt, wer an folgenden Krankheiten litt: angeborener Schwachsinn, Schizophrenie, zirkuläres manisch-depressives Irresein, erbliche Fallsucht, erblicher Veitstanz (Chorea Huntington), erbliche Blindheit, erbliche Taubheit, schwere erbliche körperliche Mißbildung sowie schwerer Alkoholismus.

Antragsberechtigt für die »Vornahme dieses unfruchtbar machenden Eingriffs« waren entweder der »Erbkranke« selbst, der beamtete Arzt oder der Leiter einer Kranken-, Heil- oder Pflegeanstalt. Der politische Hintergrund dieses Gesetzes waren die »bevölkerungs- und rassenpolitischen« Grundsätze der NSDAP und des NS-Staates. Im Mittelpunkt dieser Grundsätze standen die sogenannte »Ausschaltung Erbuntüchtiger von der Fortpflanzung«, die Bekämpfung der »Rassenmischung« und die »bewußte Förderung wertvoller gesundheitlich und rassisch erbtüchtiger kinderreicher Familien«. Der sogenannte »rassische Verfall« und die Kinderlosigkeit des deutschen Volkes wurden als eine »Bedrohung der zukünftigen Weltgeltung des deutschen Volkes« gesehen, der man mit den eben genannten Maßnahmen entschieden entgegentreten wollte. Genannt wurden aber auch wirtschaftliche Argumente, wobei vor allem die steigenden Ausgaben des deutschen Reiches für sogenannte »erblich Belastete, Trinker, Psychopathen, erblich belastete Verbrecher und Asoziale« und der »steigende Ausfall an Verbrauchern« durch eine zu geringe Geburtenrate thematisiert wurden.

Die größte wirtschaftliche Belastung für das deutsche Volk stellten aber innerhalb dieser Argumentation die »anstaltsmäßig untergebrachten Geisteskranken« dar. Zu den »erblich Belasteten« rechnete die NSDAP vor allem sogenannte »Erbkrüppel«, Blinde, Taubstumme, geistig Gebrechliche, Schwachsinnige und Hilfsschüler. Die Einordnung der »Schwachsinnigen leichter

Form« in diesen Personenkreis öffnete der Willkür Tür und Tor, da eine Nichteinordnung in traditionelle Lebensformen des NS-Staates auch schon als »leichter Schwachsinn« ausgelegt werden konnte.

Am 18. April 1937 beauftragte der Chef der Reichskanzlei, Hans Heinrich Lammers, den Reichsinnenminister, mit den »Maßnahmen zur Durchführung der Unfruchtbarmachung der Rheinlandbastarde« sofort zu beginnen. Grundlage dafür war eine als »Geheime Reichssache« erklärte persönliche Anordnung Adolf Hitlers vom gleichen Tage. Um diese Maßnahmen »beschleunigt und unauffällig« vorbereiten zu können, sollten drei regional zuständige Kommissionen mit allen Vollmachten eingesetzt werden. Diese Kommissionen sollten bestehen aus:

1. einem höheren Polizei- und Verwaltungsbeamten,
2. einem Arzt der staatlichen Medizinalverwaltung,
3. einem vom Stellvertreter des Führers zu benennenden sogenannten »geeigneten Arzt« und
4. einem »Sachverständigen für die anthropologische Untersuchung der Bastarde«.

Alle mit der Durchführung zusammenhängenden Fragen sollten am 26. April 1937 im Reichsinnenministerium besprochen werden. Am 4. Mai 1937 äußerte das Auswärtige Amt in einem Schreiben an das »Reichs- und Preussische Ministerium des Innern« Bedenken gegen die geplante Zwangssterilisation der sogenannten »Rheinlandbastarde« und schlug stattdessen alternative Maßnahmen vor. Nachfolgend zum besseren Verständnis der vollständige Wortlaut dieses Schreibens:

Das AA [Auswärtige Amt] wurde mit dortigem Schnellbrief vom 21. V. M. – IV A 50/37 g.R.s. – zu einer Ressortbesprechung über die Sterilisierung der aus der Zeit der Rheinlandbesetzung stammenden Negerbastarde eingeladen. In diesem Schnellbrief wurde drauf hingewiesen, daß der Führer und Reichskanzler den Auftrag zur Vorbereitung und Durchführung dieser Maßnahmen gegeben habe. In der Diskussion erklärte der Vertreter der Reichskanzlei auf Anfrage, es sei anzunehmen, daß dem Führer und Reichskanzler die Sterilisierung der Negerbastarde als einzige mögliche Maßnahme zur Verhinderung der Fortpflanzung der

Bastarde vorgeschlagen sei, ohne daß andere Möglichkeiten erwähnt worden seien, die auf humanere Weise den gleichen Zweck erreichen könnten.

Ich kann mich angesichts der außenpolitischen Tragweite der vorgeschlagenen Maßnahme mit dieser Behandlung der Angelegenheit nicht einverstanden erklären. Insbesondere bitte ich, dem Führer und Reichskanzler den gesamten Fragenkomplex erneut unter Hinweis darauf vorzutragen, daß außer der Sterilisierung nicht nur vom AA, sondern auch von inneren Reichs- und Parteistellen andere Möglichkeiten vorgeschlagen sind, die den gleichen Zweck auf humanere Weise und ohne die gleichen politischen Nachteile erreichen würden, nämlich:

1. Kasernierung,
2. Ausgliederung der Bastarde aus dem deutschen Lebensraum durch zwangsweise Exportation bezw. freiwillige Auswanderung.

Nach Angabe von Ministerialdirektor Gütt in der Ressortbesprechung vom 11. März 1935 über die gleiche Frage (vgl. Sitzungsprotokoll) ist auch seitens des Sachbearbeiters im Reichs- und Preussischen Ministerium des Innern die Abschiebung der Bastarde ins Ausland als der zweckmäßigste Weg vorgeschlagen worden. Es darf dabei gebeten werden, auch das Protokoll dieser Sitzung, in dem die Bedenken des AA formuliert sind, dem Führer und Reichskanzler zur Kenntnis zu bringen.

Die Gründe, die gegen eine Sterilisierung und für eine Abschiebung oder Kasernierung der Negerbastarde aus der Zeit der Rheinlandbesetzung sprechen, sind folgende:

1. Die Sterilisierung der Negerbastarde ist ohne gesetzliche Grundlage, d.h. nur auf illegalem Wege möglich, da es sich nicht um Erbkrankheit handelt.
2. Es ist daher staatspolitisch äußerst bedenklich, eine solche beim Bekanntwerden im Ausland Aufsehen erregende Maßnahme durch den Führer und Reichskanzler decken zu lassen.

Diese Gefahr ist umso größer, als nach einstimmigen Urteil der Teilnehmer der Besprechung eine Sterilisierung auf die Dauer nicht geheimzuhalten ist. Auch die einfachste Methode der Sterilisierung (Röntgenstrahlen) wird nicht verhindern können, daß die Wirkungen später im Ausland bekannt werden.

3. Es ist aber keine Frage, daß das Bekanntwerden der Sterilisierung gesunder Menschen mit rassenpolitischer Motivierung im Ausland als unerhörte deutsche Grausamkeit gegen unschuldige Menschen aufgefaßt würde. Insbesondere würde die katholische Kirche einen erwünschten wirksamen Propaganda-stoff erhalten.

4. Auch die Darstellung der Sterilisierung als ein staatliches Notrecht eines staatlichen Eingriffs an Privatpersonen zu vergelten.

Auf eine Begründung irgendein ähnlichen, auf die Tatsache der Rheinlandbesetzung gestützten Art könnte aber nicht verzichtet werden, da sich die geplante Maßnahme ja ausdrücklich nur auf die aus der Zeit der Rheinlandbesetzung stammenden Mischlinge, d.h. nicht auf alle Negermischlinge in Deutschland, und auch z.B. nicht auf Mischlinge aus dem Verbrechen der Rassenschande mit Juden erstrecken soll.

5. Die farbigen Völker der Welt werden erfahrungsgemäß bei Bekanntwerden des deutschen Vorgehens – und dieses ist nicht geheimzuhalten – in einer Weise reagieren, daß der innenpolitische Erfolg der Sterilisierung in gar keinem Verhältnis zu den außenpolitischen Schäden stehen würde.

Diese sind insbesondere für die deutsche Kolonialpolitik zu befürchten. Es trifft nicht zu, daß ebenso große Schäden innerpolitischer Art eintreten würden, wenn im Auslande die Exportation bzw. Kasernierung der Negerbastarde bekannt würde, denn einer solchen Propaganda gegenüber wäre der Hinweis auf die schwarze Schmach wirksam, weil Behauptung und Entgegnung im richtigen Verhältnis zueinander ständen.

Das AA schlägt daher vor:

1. die in Frage stehenden Negerbastarde aus der Zeit der Rheinlandbesetzung sofort durch polizeiliche Maßnahme zu kasernieren (z.B. im Arbeitslager),

2. entsprechend den in der Besprechung vom 11. März 1935 gemachten Vorschlägen ihre Exportation ins Ausland zu betreiben (z.B. Übernahme in italienische Kolonien oder freiwillige Abwanderung mit staatlichen Beihilfen).

Ich bitte diese Vorschläge dem Führer und Reichskanzler zur Entscheidung unter Hinweis auf die bestehenden und von allen Ressorts geteilten Bedenken zu unterbreiten. Dabei möchte ich nicht unterlassen, der Erwartung Ausdruck zu geben, daß die schärfste mögliche Maßnahme der illegalen Sterilisierung nicht erbkranker Personen erst dann zur Anwendung gelangt, wenn jede Möglichkeit, auf eine humanere Weise das gleiche Ziel zu erreichen, erschöpft ist.«

Hitler wurde am 7. Mai 1937 von Lammers über diese Bedenken des Auswärtigen Amtes informiert. Dieser verständigte noch am selben Tag den Reichsinnenminister über die Haltung Hitlers.

Der Führer erkennt die vom Auswärtigen Amt geäußerten Bedenken nicht an und läßt bitten, seine Anordnung vom 18. April 1937 (Ihnen durch mein

Schreiben vom gleichen Tage – Rk. 106 A g.Rs. – übermittelt) ungesäumt durchzuführen und über die Durchführung zu berichten.

Für diesen Auftrag wurde bei der Gestapo in Berlin eine sogenannte »Sonderkommission 3« gebildet, der vom Reichsinnenministerium alle vorliegenden Unterlagen zu den betroffenen Kindern zur Verfügung gestellt wurden. Mit der »erbbiologischen Bestandsaufnahme« der gesamten reichsdeutschen Bevölkerung war bereits 1933 begonnen worden.

Die »erbbiologische Bestandsaufnahme« der saarländischen Bevölkerung erfolgte 1935 sofort nach der Volksabstimmung, bei der sich über 90 Prozent der Saarländer für die Rückgliederung des Saargebietes in das nationalsozialistische Deutschland entschieden hatten. Fehlende Unterlagen, wie etwa Vormundschaftsakten, sollten bei den zuständigen Amtsgerichten angefordert werden. Nach dem Abschluß der streng geheimen Aktion sollten alle Akten im Reichsinnenministerium zusammenlaufen und keine auf der unteren Ebene zurückbleiben. Im westlichen Reichsgebiet bildete man drei Kommissionen, die von Beamten der Gestapo geleitet wurden und die über die durchzuführende Sterilisation im Einzelfall entscheiden sollten. Neben zwei ärztlichen Mitgliedern, einem Protokollführer und einem Fotografen gehörten den Kommissionen »anthropologische Gutachter« an, die Gutachten über die sogenannte »rassische« Zugehörigkeit der Kinder anfertigen sollten.

Zu diesen Gutachtern gehörten Wissenschaftler wie Prof. Dr. Eugen Fischer, Prof. Dr. Wolfgang Abel, Prof. Dr. Herbert Göllner und Dr. Engelhard Bühler vom »Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik« (KWI) in Berlin-Dahlem, die auch Blut- und Haarproben von den Sterilisierten in Berlin untersucht haben. Die Kommission I hatte ihren Sitz in Wiesbaden, die Kommission II in Ludwigshafen und die Kommission III in Koblenz. Die Kommission II in Ludwigshafen, die auch in Saarbrücken, Worms und Heidelberg tagte, bestand aus folgenden Personen: dem Juristen und Regierungsrat Dr. Walter Albath vom Innenministerium in Berlin (Dienststellenleiter der Gestapo Düsseldorf) als Vorsitzenden, den vorher genannten Anthropologen vom KWI in Berlin-Dahlem, dem Amts-

arzt und Leiter der »erbbiologischen Landeszentrale« des Saarlandes MR Dr. Horst Friedel, dem Arzt Dr. Hoffmann, einer Protokollführerin und einer Fotografin.

Als Vorbereitung der Sterilisierungsmaßnahmen hatte die »Beratungsstelle für Erb- und Rassenpflege der Erbbiologischen Landeszentrale Saarbrücken« bereits Anfang November 1936, eineinhalb Jahre nach der Rückgliederung des Saargebietes, alle Landräte des Saarlandes angeschrieben, um die Ortschaften zu erfassen, in denen ab November 1918 französische Kolonialtruppen aus Nordafrika stationiert gewesen waren. Die Amtsbürgermeister wurden anschließend durch die Landräte verpflichtet,

bis zum 8. Dezember 1936 der jeweiligen Kreisverwaltung Bericht zu erstatten.

Laut diesen Berichten – es sind nur die aus den Kreisen Saarbrücken-Land und St. Ingbert erhalten – waren im Landkreis Saarbrücken in folgenden Ortschaften »farbige Besatzungssoldaten« stationiert: Brebach mit Neufechingen, Dudweiler, Friedrichsthal, Gersweiler und Klarenthal, Heusweiler mit Dilsburg und Holz, Quierschied, Göttelborn, Fischbach, Güchenbach, Sulzbach, Völklingen, Wehrden, Geislautern und Fürstenhausen. Im Bezirk St. Ingbert betraf dies die Gemeinden St. Ingbert, Blieskastel, Lautzkirchen, Niederwürzbach, Oberwürzbach, Ormesheim, Reinheim, Gersheim, Bliesmengen, Habkirchen und Wörschweiler. Offenbar fand wenig später eine Erfassung der sogenannten »farbigen Mischlinge« statt.

Mit der Vorbereitung und Organisation der Sterilisierung der saarländischen »Besatzungsmischlinge« wurde der Leiter der »erbbiologischen Landeszentrale« des Saarlandes mit Sitz in Saarbrücken, Ministerialrat (MR) Dr. Horst Friedel, betraut. Unterstellt war er Regierungsdirektor Obermedizinalrat (OMR) Dr. Max Obé, dem höchsten Medizinalbeamten des Saarlandes während der NS-Diktatur, der neben dem Saarland auch für die Pfalz und später für Lothringen zuständig war.

Horst Friedel sollte im Auftrag der NSDAP eine »einheitliche und weltanschauungsmäßig richtig liegende Bearbeitung dieser Aufgaben« im Saarland gewährleisten unter Einbeziehung sämtlicher Amtsärzte, Gesundheitsämter, Wohlfahrtsämter, Landräte, Bürgermeister, Polizeidienststellen und Standesämter des Saarlandes. Auf diese Tätigkeit war Horst Friedel in der 1935 gegründeten »Führerschule der deutschen Ärzteschaft« in Alt-Rehse in Mecklenburg und in der 1933 gegründeten und für alle Amtsärzte des NS-Staates verpflichtenden »Staatsmedizinischen Akademie« in Berlin-Charlottenburg vorbereitet worden. Die »Führerschule der deutschen Ärzteschaft« in Alt-Rehse war die sogenannte »Schulungsburg« des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes NSDÄB, der ärztlichen Kampforganisation innerhalb der NSDAP. Bei Beurteilung des geistigen und seelischen Zustandes der erfaßten »Besatzungsmischlinge« durch die Amtsärzte sollten »alle etwaigen

Französischen Kolonialtruppen im Saargebiet

Mit dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages am 10. Januar 1920 hatten die (durch die Bestimmungen des Waffenstillstandsabkommens vom 11. November 1918) seit November 1918 im Saarbecken stationierten französischen Truppen den Status als »Besatzungstruppen« verloren. Sie hatten ab diesem Zeitpunkt den Status von so genannten »Sicherheitstruppen« bzw. »Garnisonstruppen« und die Aufgabe, »unter allen Umständen für den Schutz von Personen und Eigentum im Saargebiet zu sorgen« und die »freie Ausbeutung der Saargruben« sicherzustellen, gemäß den Instruktionen der Regierungskommission, die den Völkerbund vertrat.

In den nachfolgenden Jahren gab es zahlreiche Proteste der deutschen Reichsregierung an den Völkerbund und an die Regierungskommission des Saargebietes wegen der Anwesenheit französischer Truppen im Saargebiet und der damit verbundenen Ausübung der französischen Militärgerichtsbarkeit.

Für 1920 wird im Bericht des Finanzausschusses der französischen Deputiertenkammer ein »Bestand« mit 400 Offizieren und 10400 Mann angegeben. Die dafür angesetzten Gesamtausgaben für 1920 betragen 61.047.470 Franc und für 1921 39.301.310 Franc.

Anzeichen der Minderwertigkeit« beim Gesundheitsamt dokumentiert werden.

Von jedem »Besatzungsmischling« sollten drei Lichtbilder der Größe 6x9 oder 9x12 Zentimeter angefertigt werden, welche den unbekleideten Oberkörper von vorn und seitlich erkennen ließen, um die »eventuellen fremdrassigen Merkmale« besser sehen und dokumentieren zu können. Die Gesamtzahl der im Saarland erfassten, begutachteten und dann zwangssterilisierten »Mischlinge« ist nicht bekannt. Es gibt aber aus dem Jahr 1936 verschiedene Meldelisten der Landräte des Saarlandes an die »Erbbiologische Landeszentrale« des Saarlandes, in denen Name, Geburtsdatum und teilweise Eltern der dort registrierten sogenannten »Besatzungsmischlinge« vermerkt sind. Danach betraf die Erfassung im Landkreis Saarbrücken-Land elf Kinder bzw. Jugendliche, im Landkreis St. Ingbert sieben. Die genannten Listen konnten bei meiner Recherche ergänzt werden durch die Angaben zur Identität der Zwangssterilisierten aus den Strafprozeßakten des Landgerichtes Saarbrücken aus dem Jahr 1947.

In diesen Prozeßakten ist auch eine auszugsweise Abschrift des Operationsbuches der geburtshilflich-gynäkologischen Abteilung des Bürgerhospitals Saarbrücken von 1937 enthalten, in denen fünf Sterilisationen von weiblichen »Besatzungsmischlingen« zwischen Juni und September 1937 dokumentiert sind. Dokumentiert sind darin auch die Dauer der Operation, der Operierende, die Operationstechnik und die Methode der Narkose. Insgesamt konnten die Namen von achtzehn im Saarland erfaßten »Besatzungsmischlingen« (fünf davon männlich) recherchiert werden.

Dies deckt sich auch mit der in den Prozeßakten von 1947 dokumentierten Aussage von Horst Friedel, in der er angibt, daß er als Mitglied der Kommission II angeblich 20 bis 30 Personen im Saarland ärztlich untersucht und begutachtet habe. Die »Besatzungsmischlinge« wurden 1937 gemeinsam mit ihren Müttern in das speziell für diesen Tag wegen Geheimhaltung geräumte Gesundheitsamt Saarbrücken einbestellt und von den dazu bestimmten Mitgliedern der Kommission II ärztlich untersucht und begutachtet, anthropologisch vermessen und fotografiert. Schon kurz nach der Untersuchung wurden die Be-

Kurzbiographie eines NS- Ärztelfunktionärs und Mitglieds der Kommission II:

Horst Friedel

Geb. 10.12.1903 in Leipzig. Approbation 30.6.1929 in Dresden, Promotion 8.7.1930 in Leipzig. 2 Jahre Assistent am Robert-Koch-Institut Berlin, dort Zentralschulungskurs des »rassepolitischen Amtes« der NSDAP. 28.2.1932 NSDAP (Mitgliedsnummer: 1011431). 1.1.1933 Leitung Medizinal-Untersuchungsamt Saarbrücken durch Protektion des preußischen Gesundheitsministeriums. Mai 1933 Kreisobmann des NSDÄB Saarbrücken, November 1933 »Rassearzt« der HJ, Mai 1934 »Gauarzt« des BDM, 31.3.1935 SA-Brigadearzt, Mai 1935 Kreisamtsleiter der NSDAP Kreis Saarbrücken, Leiter »Bezirksstelle Saar« der KVD und Leiter »Bezirksvereinigung Saar« der »Ärztekammer Saarpfalz« (später auch im »Gau Westmark«). Durch Protektion von Dr. med. Rudolf Ramm (Gauamtsleiter der NSDAP und Gauamtsleiter des »Amtes für Volksgesundheit der NSDAP Gau Saarpfalz«) und des »Amtes für Volksgesundheit der NSDAP« Berlin am 1.4.1936 Anstellung beim Gesundheitsamt Saarbrücken-Land. März 1936 Leitung der »erbbiologischen Landeszentrale« Saarland (»Beratungsstelle für Erb- und Rassenpflege«) in Saarbrücken, Landesobmann für die Organisation der »erbbiologischen Erhebungen« in den staatlichen Anstalten des Saarlandes (organisatorische Vorbereitung der »Euthanasiemaßnahmen«), dafür: Ausbildungskurs an der »Führerschule der Deutschen Ärzteschaft« Alt Rehse und an der »Staatsmedizinischen Akademie« Berlin-Charlottenburg. 29.7.1937 Amtsarztprüfung und 1.3.1938 kommissarischer Leiter und Amtsarzt des Gesundheitsamtes Saarbrücken-Stadt (Zwangssterilisationen). 22.11.1938 Obermedizinalrat, 6.12.1938 Amtsarzt des Gesundheitsamtes Saarbrücken-Stadt. 1937 Leitung des Sonderauftrages

des Reichsministers des Innern: Zwangssterilisation der »Besatzungsmischlinge« des Saarlandes unter Einbeziehung sämtlicher Amtsärzte, Gesundheitsämter, Wohlfahrtsämter, Landräte, Bürgermeister, Polizeidienststellen und Standesämter des Saarlandes.

1938 Sonderauftrag vom »Reichsärzteführer«: Organisation der ärztlichen Versorgung beim Bau des »Westwalls« (Zwangsarbeiter). 11.1.1939 Abteilungsleiter bei der Gesundheitsbehörde des »Reichskommissars für das Saarland« und Ernennung zum Oberregierungsrat, später gleiche Funktion im »Gau Westmark« und in Lothringen (»Euthanasiemaßnahmen«). Nach 1945: wohnhaft in Salzgitter-Bad, ab 1947 als niedergelassener Arzt in eigener Praxis tätig. 26.11.1946 Vorladung vor das Amtsgericht Saarbrücken. 1954 Kontakte zu Regierungsbehörden des Saarlandes. Verstorben am 15.9.1969 in Salzgitter.

troffenen gegen ihren Willen in einem Fahrzeug der Gestapo Saarbrücken, das vor dem Gesundheitsamt bereitstand, zum Bürgerhospital in Saarbrücken gebracht, wo für sie in Absprache mit dem ärztlichen Direktor und unter Umgehung der Krankenhausverwaltung im Keller ein vergittertes Krankenzimmer eingerichtet war. Vor diesem Zimmer hielt ein Kriminalbeamter Wache. Die Zwangssterilisierungen wurden meist am nächsten Tag von den Ärzten des Bürgerhospitals durchgeführt; diese führten bereits seit 1935 die Zwangssterilisierungen und die Zwangsabtreibungen nach dem »Erbgesundheitsgesetz« vom 14. Juli 1933 aus.

Diese Erfahrung machte auch die Mutter eines im Bürgerhospital in Saarbrücken zwangssterilisierten Mädchens, was aus den Strafprozeßakten von 1947 hervorgeht. Sophie S. wurde im Juni 1937 zusammen mit ihrer Tochter Gerda, die siebzehn Jahre alt war, in das Gesundheitsamt Saarbrücken vorgeladen und der Kommission II vorgeführt.

Gerda S. wurde ärztlich untersucht, gemessen und fotografiert. Ihr wurden auch einige Haare abgeschnitten.

Den Frauen wurden zahlreiche Fragen gestellt. Besonders der Mutter wurden von dem Arzt sofort schwerste Vorhaltungen gemacht,

weil sie als deutsche Frau ein Verhältnis mit einem Anamiten eingegangen war. Ihr wurde nach der Untersuchung mitgeteilt, daß ihre Tochter sterilisiert werden müßte, womit sie aber nicht einverstanden war. Außerdem wurde ihr mitgeteilt, daß sie selbst wegen ihrer angeblichen »Geistesschwäche« auch sterilisiert werden müßte. Ihre Tochter wurde gleich nach der Untersuchung von der Gestapo in das Bürgerhospital gebracht und am nächsten Tag zwangssterilisiert. Ihr wurde auch »Blut für Berlin« abgenommen.

Die Mutter Sophie S. wurde dann später zunächst in das Gesundheitsamt Saarbrücken und danach in das Vormundschaftsgericht Saarbrücken vorgeladen und von einer Kommission untersucht. Sie wurde dort wiederholt Intelligenztests unterzogen. Schließlich wurde sie nicht sterilisiert mit der Begründung, daß sie ja schon sechs Kinder großgezogen habe.

Doch nun zur gescheiterten Strafverfolgung der ärztlichen Täter nach dem Zweiten Weltkrieg:

Angeklagt waren auf der Befehlsebene OMR Dr. Horst Friedel und OMR Dr. Max Obé, (wie erwähnt) zwei ehemalige hohe Medizinalbeamte und Multifunktionäre des NS-Staates, und auf der Ebene der Ausführenden der NS-konforme Chefarzt der Frauenklinik am Bürgerhospital Saarbrücken, Dr. Karl H. Kiefer. Friedel und Obé bezichtigten sich im Verlauf des Prozesses gegenseitig, federführend die Zwangssterilisierungen der »Besatzungsmischlinge« im Saarland vorbereitet, organisiert und überwacht zu haben.

Hierzu die Aussage von Dr. Horst Friedel aus den Prozeßakten:

1937 erhielt ich von meinem Dienstvorgesetzten Dr. Obé den Auftrag, sogenannte Rheinlandbastarde ärztlich zu untersuchen. Es handelte sich hierbei um Personen, die aus einem Geschlechtsverkehr zwischen deutschen Mädchen und Mitgliedern ausländischer Besatzungstruppen artfremden Blutes stammten und die deutsche Staatsangehörige waren. Diese Bastarde sollten aufgrund eines Führerbefehls sterilisiert werden; die Durchführung lag dem Innenministerium ob. Für diese Sterilisation war erforderlich, den Gesundheitszustand der betreffenden Personen zuvor festzustellen, um jederzeit nachweisen zu können, ob durch die Operation eine Gesundheitsbeschädigung stattgefunden hatte oder nicht.

»An wie vielen Sitzungen der Kommission ich teilgenommen habe, kann ich nicht sagen.« Dr. Max Obé bestritt in seiner Aussage während des Prozesses, Friedel einen derartigen Auftrag erteilt zu haben. Hierzu ein weiteres Zitat aus den Prozeßakten:

Dr. Obé bestreitet jedoch, einen derartigen Auftrag erteilt zu haben. Er räumt jedoch ein, daß es nicht völlig ausgeschlossen sei, daß er damals durch seinen Vorgesetzten aufgefordert wurde, den Angeschuldigten Dr. Friedel zwecks Teilnahme an einer Kommission zur Untersuchung von sogenannten »Rheinlandkindern« zu benennen.

Auch die von Dr. Karl Kiefer benannten ärztlichen Zeugen sowie alle Angeklagten bezeugten, im Rahmen der Zwangssterilisierungen »auf Befehl des Führers« gehandelt zu haben. Alle drei angeklagten Ärzte sowie die meisten Zeugen waren Mitglied der NSDAP und des »Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes« NSDÄB, der »ärztlichen Kampforganisation« innerhalb der NSDAP. Keiner der angeklagten Ärzte und auch keiner der an den illegalen Zwangssterilisierungen beteiligten Zeugen zeigte während des Prozesses ein Unrechtsbewußtsein dafür, daß gesunde Patienten vorsätzlich operiert und damit gesundheitlich geschädigt wurden. Dabei war allen Beteiligten bewusst, daß die Zwangssterilisierung der »Besatzungsmischlinge« streng geheim und nicht gesetzlich gedeckt war. Von den angeklagten Ärzten wurde keiner für sein rechtswidriges und »närztliches Handeln zur Rechenschaft gezogen.

Horst Friedel und Max Obé wurden am 14. April 1949 vom Landgericht Saarbrücken freigesprochen. Den Einspruch des Staatsanwaltes wies das Oberlandesgericht (OLG) am 1. Juni 1949 ab. Friedel praktizierte zu dieser Zeit in Salzgitter als niedergelassener Arzt, war aber durch die Bescheinigung eines Kollegen nicht reisefähig. Am 26. Juli 1958 wurde das Verfahren gegen ihn auf der Grundlage des Gesetzes Nr. 556 über die Gewährung von Straffreiheit vom 22. Dezember 1956 endgültig eingestellt.

Max Obé wurde trotz seiner bekannten NS-Vergangenheit am 26. Januar 1950 zum ersten Vorsitzenden der »Ärztekammer Saar« ernannt. Gefördert wurde diese Ernennung aus sozialpolitischen Gründen von hohen Funktionsträgern der saarländischen

Kurzbiographie eines leitenden Medizinalbeamten des NS-Staates:

Max Obé

Geb. 4.6.1889 in Saarlouis, 1909-1914 Studium der Medizin in Straßburg, Gießen und München, 2.8.1914 Bestallung als Arzt. Bis 30.11.1918 Kriegsfreiwilliger, während dieser Zeit Assistenztarzt, Oberarzt der Reserve und Militärarzt in Straßburg. Bis 31.7.1923 praktischer Arzt und leitender Arzt des Städtischen Krankenhauses in Neuerburg im Bezirk Trier, im Nebenamt Impfarzt, Bahnarzt, Schularzt und Fürsorgearzt. 1.8.1923 Kreisarzt von St. Wendel und 19.10.1923 bis 31.3.1924 Beamter der Regierungskommission (Reko) des Saargebietes. 1.4.1924 Oberregierungsrat bei der Reko des Saargebietes und 1.4.1925 Ministerialrat und Abteilungsleiter der Abteilung Volkswohlfahrt bei den Zentralbehörden der Reko, 26.2.1926 Ministerialdirektor II. Klasse und 23.3.1926 zusätzlich Leiter der Direktion der Abteilung Volkswohlfahrt, 1.1.1926 Ministerialdirektor I. Klasse und zusätzlich Leitung der Direktion des Arbeitsamtes, 20.4.1929-1934 als Beamter der Reko Mitglied des Saarsenats beim »Bundesamt für das Heimatwesen« des Deutschen Reiches, Delegierter der Reko bei den Vorverhandlungen der Reko mit dem Deutschen Reich zur Übernahme der Beamten des Saargebietes. Ab 26.2.1935 Regierungsdirektor und Leiter der Abteilung 2 im »Reichskommissariat für die Rückgliederung des Saarlandes«; ab 17.6.1936 höchster Medizinalbeamter im »Reichskommissariat für das Saarland«, ab 8.4.1940 im »Reichskommissariat für die Saarpfalz« (24.7.1940 Einberufung zum Stab des CdZ Lothringen und ab 17.8.1940 Neuordnung der Sozialversicherung in Lothringen und Neuordnung des Krankenhauswesens in Lothringen), ab 11.3.1941 beim »Reichsstatthalter der Westmark« und ab 15.5.1941 beim »Reichsstatthalter in der Westmark und Chef der Zivilverwaltung in Lothringen«

(Zwangssterilisationen, Zwangsabtreibungen, »Euthanasiemaßnahmen«). Ab 9.12.1941 geschäftsführender Leiter der »Landesversicherungsanstalt Westmark« (und Lothringen). 10/1935 Ausbildungskurs an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie am Kaiser-Wilhelm-Institut in München. 1.11.1935 Mitglied NSDAP (Mitgliedsnummer: 6925972); Mitglied NSDÄB, NSV (seit 1.4.1935), RDB (seit 1.4.1935) und NSRB (seit 1.4.1937). 12.2.1936 bis Mai 1945 Regierungsdirektor im Reichsdienst. Ab 1.4.1936 ärztlicher Sachverständiger beim Versorgungsgericht Saarbrücken, 1.1.1937- 31.12.1940 ärztlicher Sachverständiger beim Oberversicherungsamt für den Reichsbahnversicherungsbezirk Saarbrücken. 12.1.1938 Mitglied des »Fachausschusses für Bevölkerungspolitik« des Saarlandes bei der »Landesplanungsgemeinschaft Saarpfalz«. 1.6.1945 Abteilungsleiter der Abteilung Soziale Angelegenheiten und Gesundheitswesen (später Abteilung Arbeit) des »Regierungspräsidiums Saar« und 25.10.1945 Vorsitzender des Landesversicherungsamtes des Saarlandes trotz bekannter NS-Vergangenheit; 1.2.1946 Entlassung auf Druck der amerikanischen Militärbehörden und Suspendierung vom Dienst auf Beschluß des Säuberungsausschusses der französischen Militärregierung unter Einstellung der Zahlung aller Dienstbezüge. Bis 21.11.1947 dienstunfähig durch ärztliche Bescheinigung. 21.11.1947 Sanktionen wieder aufgehoben und Änderung des Epurationsbescheids auf »ohne Sanktion«. Aktive Rolle bei der Entmachtung von Dr. Albert v. Brochowski (von Militärbehörden nach 1945 eingesetzter unbelasteter Vorsitzender der »Ärztammer Saar«). 26.1.1950 bis 1962 Vorsitzender der »Ärztammer Saar«, dabei Abschaffung der von Dr. v. Brochowski ausgearbeiteten demokratisch ausgerichteten ärztlichen Berufsordnung und Wiedereinführung der Reichsärzteordnung von 1935 und eines »Ärztgerichtshofes« im Saarland. Lehrauftrag für ärztliche Standeskunde und Sozialversicherung an der Medizin-

ischen Fakultät der Universität des Saarlandes. Auszeichnungen: »Paracelsus-Medaille der Deutschen Ärzteschaft« durch die Bundesärztekammer, Ehrenbürgerwürde der Universität des Saarlandes, Bundesverdienstkreuz I. Klasse, Geheimer Sanitätsrat, Ehrenmitglied der Medizinischen Gesellschaft des Saarlandes und Ehrenpräsident der Saarländischen Ärztekammer. Gest. am 4.12.1969.

Landesregierung, dem Sozialdemokraten Richard Kirn und dem Juristen Heinrich Welsch. Anzumerken ist, daß Heinrich Welsch im Oktober 1955 nach seinen anderen wichtigen Funktionen, die er nach 1945 innehatte, zum Ministerpräsidenten und zum Minister für Arbeit und Wohlfahrt der Übergangsregierung des Saarlandes ernannt wurde.

Nachfolgend nur einige Funktionen des ehemaligen saarländischen Ministerpräsidenten Welsch während der NS-Zeit:

Von Februar 1934 bis März 1935 Dienststellenleiter der Gestapo in Trier, 1935 als Generalstaatsanwalt für die Rückgliederung des Saarlandes mit verantwortlich, 1936 Generalstaatsanwalt am Oberlandesgericht in Zweibrücken in der Pfalz, 1938 für die Neuordnung der Justiz in Österreich und 1940 für die Neuordnung der Justiz in Lothringen mit verantwortlich.

In seiner Funktion als höchster Justizbeamter Lothringens war Welsch auch Teilnehmer der Tagung der höchsten Juristen des Deutschen Reiches vom 23. bis 24. April 1941 in Berlin, wo diese von hochrangigen Mitarbeitern der sogenannten »Euthanasie-Aktion« über die juristischen, organisatorischen und medizinischen Aspekte der sogenannten »Vernichtung lebensunwerten Lebens« mittels Gas informiert wurden.

Welsch war nach 1945 wegen seiner erneuten Machtpositionen im Saarland maßgeblich daran beteiligt, viele NS-Täter zu exkulpieren, sie also von ihren Taten und ihrer Schuld reinzuwaschen.

Zu diesem Personenkreis gehörten hohe Funktionäre des ehemaligen Gau Westmark wie zum Beispiel der ehemalige Gaugesund-

heitsführer Wilhelm Ewig, posthum der ehemalige Gauleiter Josef Bürckel, der ehemalige Wehrwirtschaftsführer Hermann Röchling sowie der ehemalige Polizeipräsident von Saarbrücken und Metz, Willy Schmelcher, dem es als ehemaligen SS-Gruppen- und Polizeiführer dadurch gelang, von 1954 bis 1962 Mitarbeiter in der Abteilung Zivilverteidigung im Saarländischen Innenministerium zu werden.

In diesem Zusammenhang müssen auch die Forschungsergebnisse von Dr. Andreas Eichmüller vom Institut für Zeitgeschichte München gesehen werden. Bei seinen Forschungen hat er die strafrechtliche Verfolgung von NS-Verbrechen zwischen 1945 und 1950 in allen westdeutschen Bundesländern untersucht und festgestellt, daß vor allem im Saarland die strafrechtliche Ahndung von NS-Verbrechen durch die Justiz größtenteils als gescheitert bezeichnet werden muß. Dabei hat er auch aufgezeigt, daß die Zwangssterilisierten nicht die einzige Gruppe von NS-Opfern waren, denen die saarländische Justiz eine Wiedergutmachung der an ihnen begangenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verweigerte.

Abschließend möchte ich noch auf eine sehr oft gestellte Frage eingehen: Warum ist die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Medizinverbrechen im Kontext zu unserem heutigen ärztlichen Handeln so wichtig, besonders in Zeiten von ethischen Debatten wie zum Beispiel über Biomedizin, Gentechnik, Embryonenforschung, Präimplantationsdiagnostik und Sterbehilfe?

Gerade durch die Auseinandersetzung mit der Rolle der Heilberufe während der NS-Diktatur kann das Bewusstsein ethischer Grenzen im medizinischen Handeln geschärft und aufgezeigt werden, welche Folgen eine ideologisch motivierte und staatlich verordnete Umdeutung von medizinethischen Standards für die Patienten und auch für die Heilberufe hat. Vor diesem Hintergrund sollten wir dafür Sorge tragen, dass das individuelle vertrauensvolle Arzt-Patientenverhältnis sowie die ärztliche Berufsausübung durch Dritte nicht ideologisch beeinflusst und instrumentalisiert werden dürfen.

Anmerkungen

Der Vortrag wurde am 31.01.2017 im Festsaal des Rathauses Saarbrücken St. Johann im Rahmen einer Gastausstellung der *Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin* (DGKJ) in Zusammenarbeit mit der *Brandenburgischen Historischen Kommission* und dem *Institut für Geschichte der Medizin und Ethik der Medizin* der Charité-Universitätsmedizin in Berlin gehalten. Die Grundlage für diesen Vortrag ist ein Aufsatz, den ich im Auftrag des *Deutschen Ärzteblattes* im Kontext von aktuellen medizinethischen Fragestellungen erarbeitet habe und der im März 2016 dort erschienen ist. Vorausgegangen war meine Mitarbeit an einer Veröffentlichung des *Landesarchivs des Saarlandes*, die 2013 erschienen ist unter dem Titel »Last aus tausend Jahren – NS-Vergangenheit und demokratischer Aufbruch im Saarland«. Angeregt hatte diese Veröffentlichung Dr. Andreas Eichmüller vom *Institut für Zeitgeschichte München*, der im Rahmen eines umfangreichen Forschungsprojektes die strafrechtliche Verfolgung von NS-Verbrechen zwischen 1945 und 1950 in allen westdeutschen Bundesländern untersucht hat und der zu dem Ergebnis kam, daß vor allem im Saarland die strafrechtliche Ahndung von NS-Verbrechen durch die Justiz größtenteils als gescheitert bezeichnet werden muss.

Literatur

Ungedruckte Quellen

Landesarchiv des Saarlandes (L.A.S.A.):

- StAnw Nr. 2445
- AG Saarbrücken Nr. 20
- LRA IGB Nr. 6072
- LRA SB Nr. 333
- MFAG-PA Nr. 64
- Staatskanzlei Nr. 3148
- LEA 5603 Stadtarchiv Saarbrücken (StASA):
- Personalakte Nr. 2775 Archiv Deutsches Ärzteblatt (ADÄB):
- mikroverfilmte Kartei der Reichsärztekammer 1944 betreffend Horst Friedel, Max Obé, Hans Dietlen, Karl-H. Kiefer, Emil Weidner, Paul Schulz-Schmidtborn, Hans, Erbsen, Wilhelm Goebel, Hans-Friedrich Küppers, Ferdinand Kunz, Carl Morian und Victor Becker.

Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes Berlin (P.A.A.A.B.):

- R 100683

Gedruckte Quellen und Literatur

Becker, Frank G.: »Deutsch ist die Saar!«. Die Saarpropaganda des Bundes der Saarvereine 1919-1935. Saarbrücken 2007.

Braß, Christoph: Zwangssterilisation und »Euthanasie« im Saarland 1933-1945. Paderborn 2004, S. 151-156.

Bülow, Bernhard Wilhelm von: Der Versailler Völkerbund. Eine vorläufige Bilanz. Berlin 1923, S. 403-431.

Bumiller, J. M.: Die völkerrechtliche Stellung der fremden Truppen im Saargebiet. Berlin 1928.

Eichmüller, Andreas: Keine Generalamnestie: Die Strafverfolgung von NS-Verbrechen in der frühen Bundesrepublik (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Band 93). München 2012.

Eichmüller, Andreas: »Es ist ganz unmöglich, diese Milde zu vertreten«. Die strafrechtliche Verfolgung von NS-Verbrechen im Saarland 1945- 1955. In: Linsmayer, Ludwig/Wettmann, Peter: Last aus tausend Jahren. NS-Vergangenheit und demokratischer Aufbruch im Saarstaat. Historische Beiträge des Landesarchivs Saarbrücken, Band 12. Saarbrücken 2013, S. 25-79.

Freund, Wolfgang: Volk, Reich und Westgrenze. Deutschtumswissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annektierten Lothringen 1925-1945. Saarbrücken 2006, S. 210-222.

Grotum, Thomas: Die Gestapo Trier in der Christophstrasse 1 – Eine Ausstellung. Trier 2014.

Hartmannsgruber, Friedrich: Akten der Reichskanzlei, Regierung Hitler 1933-1945. Band IV. 1937. München 2005, Nr. 82 und Anhang, FV 200*, 224*.

Juntke, Fritz/Sveistrup, Hans: Das Deutsche Schrifttum über den Völkerbund 1917-1925. Berlin 1927, S. 50-53.

Koller, Christian: »Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt«. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914-1930). Stuttgart 2001.

Pommerin, Reiner: »Sterilisierung der Rheinlandbastarde«. Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918-1937. Düsseldorf 1979.

Przyrembel, Alexandra: »Rassenschande«. Reinheitsmythos und Vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus. Göttingen 2003, S. 48-62.

Rausch, Bernhard: Die Saarpolitik Frankreichs. Vorläufer und Vorbild seiner Politik am Rhein und an der Ruhr. Berlin 1923, S. 26-28.

Roos, Julia: Kontinuitäten und Brüche in der Geschichte des Rassismus. Anregungen für die Erforschung der »Rheinlandbastarde« aus einem privaten Briefwechsel. In: Kundrus, Birthe/Steinbacher, Sybille: Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Der Nationalsozialismus in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Göttingen 2013.

Schmuhl, Hans-Walter: Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1027-1945. Göttingen 2005, S. 291-299.

Stadler, Hans : Richtlinien für Schwangerschaftsunterbrechung und Unfruchtbarmachung aus gesundheitlichen Gründen. Herausgegeben von der Reichsärztekammer. München 1936.

Tascher, Gisela: Staat, Macht und ärztliche Berufsausübung 1920-1956, Gesundheitswesen und Politik: Das Beispiel Saarland (Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart). Paderborn 2010.

Tascher, Gisela: NS-Zwangssterilisationen. Handeln auf Befehl des Führers. Die illegale und streng geheime Zwangssterilisation der »Rheinlandbastarde« von 1937 und die Strafverfolgung der ärztlichen Täter nach 1945, In: Deutsches Ärzteblatt 2016; 113(10): A 420-2.

Theile, Gerd: Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß. München 2005.

Vogel, Theodor: Der Saar-Befreiungskampf im Reich 1918-1935. Berlin 1935.

Weißbuch der deutschen Regierung (dem Reichstag vorgelegt): Das Saargebiet unter der Herrschaft des Waffenstillstandsabkommens und des Vertrags von Versailles. Berlin 1921.

Westermann, Stefanie/Kühl, Richard/Groß, Dominik: Medizin im Dienst der Erbgesundheit. Beiträge zur Geschichte der Eugenik und »Rassenhygiene«. Münster 2009.

Mal wieder die Opfer

Die SR-Dokumentation »Heute noch müssen wir fort« über die Evakuierungen im Zweiten Weltkrieg pflegt das saarländische Opfernarrativ

Von Nicholas Williams

Treffen Medien und Wissenschaft aufeinander, gibt es einen kaum zu lösenden Grundkonflikt: Während Wissenschaft versucht, ein Thema möglichst umfassend und von vielen Aspekten her zu beleuchten, brauchen die Medien möglichst griffiges, präsentierbares Material, das Zuschauer und Leser am besten auch emotional anspricht. Sobald sich die Medien also der Zeitgeschichte annehmen, sprechen sie am liebsten mit Zeitzeugen. Daß dies nicht unproblematisch ist, zeigt die am 27. Oktober und 1. November 2016 im SR ausgestrahlte Dokumentation von Annette Bak.

Die Kritik, die ich hier äußere, betrifft mich insofern teilweise selbst, als ich die Sendung wissenschaftlich mitberaten habe und mir im Impressum des Begleitbuches ausdrücklich gedankt wird. Ich erkenne den Dank an und hoffe, die Macher der Dokumentation haben nicht den Eindruck, daß ich ihnen in den Rücken falle. Gerade aber, weil mein Name in Zusammenhang mit der Sendung und der Publikation genannt wird, ich zu dieser aber keine Rückmeldung geben konnte, ehe sie fertig war, möchte ich einige der Punkte in der Sendung kritisch beleuchten. Dabei angesprochene Problematiken gehen teils weit über den Inhalt der SR-Dokumentation »Heute noch müssen wir fort« hinaus.

Geschichte zwischen Erinnerung, veränderter Erinnerung und Verdrängung

Zunächst einmal ist es begrüßenswert, daß der SR sich des Themas der Evakuierung, das fest im kollektiven Gedächtnis der Großregion verankert ist, in so ausführlicher Form angenommen hat. Im September 1939 wurden nach langer Vorbereitung auf französischer Seite und nach kurzer, chaotischer Vorbereitung auf deutscher Seite

weit über eine Million Menschen entlang der Grenze ins jeweilige Landesinnere evakuiert. Diese Maßnahme hinterließ im kollektiven Gedächtnis der Region tiefe Spuren, denn sie war für die Betroffenen ein einschneidendes Erlebnis. Neben den Bombenangriffen und den Schlachten in der Region gegen Ende des Krieges war die Evakuierung für viele Menschen in der Großregion (auch Luxemburg war 1940 von Evakuierungsmaßnahmen betroffen) sogar die direkteste und heftigste Auswirkung des Krieges auf ihr Leben überhaupt. Kein Wunder also, daß die Evakuierung bis heute im Gedächtnis der Menschen nachwirkt. Darum hat sich auch eine internationale Forschergruppe des Themas angenommen, deren wissenschaftliche Resultate kurz vor der Veröffentlichung stehen.

Positiv ist zu vermerken, daß der SR die Geschichte der saarländischen und der lothringischen Evakuierten erstmals gemeinsam erzählt hat, daß also heute, bald 80 Jahre nach Beginn des Zweiten Weltkrieges, die Landesgrenze keine unüberwindliche Erinnerungsgrenze (mehr) darstellt. Zu ähnlich war das Erlebte für viele der betroffenen Zivilisten, auch wenn die politischen Vorzeichen, unter denen die Evakuierung geplant, vorbereitet und durchgeführt wurde, unterschiedlicher kaum hätten sein können.

Genau hier jedoch liegen die problematischen Aspekte der SR-Dokumentation »Heute noch müssen wir fort«. Trotz der zunehmend autoritären Züge des republikanischen Systems in Frankreich ab 1938 kommt in der SR-Dokumentation genau jener Unterschied zwischen nationalsozialistischer Diktatur und dem republikanischen Frankreich zu wenig zum Tragen. Der von Ämterkonkurrenz und Chaos charakterisierte NS-Staat, der eben nicht besonders effizient arbeitete, versagte in der Umsetzung der Evakuierungspläne aufgrund mangeln-

der Koordination und Kompetenzgerangel noch deutlicher als die französische Verwaltung. Eine systematische und vorsichtige Auswertung zeitgenössischer Quellen bringt eben gerade dieses Ergebnis ans Tageslicht, auch wenn solche Dokumente weniger telegen und dem Fernsehpublikum schwerer zu vermitteln sind als die authentisch wirkenden Zeitzeugen.

Es liegt mir fern, Zeitzeugen das subjektive Leiden abzuspochen, auch möchte ich in keiner Form suggerieren, daß die Evakuierung 1939 für die Betroffenen eine angenehme Erfahrung war. Von Ausnahmen abgesehen, war das alles das Gegenteil von Vergnügen, und es wäre vermessen, von außen das Leiden anderer zu ignorieren oder abwerten zu wollen. Aber längst nicht alle zeichnen ein so negatives Bild der Evakuierung, weder in Deutschland noch in Frankreich, wie es in der zweiteiligen Dokumentation des SR erscheint. Gerade unter jenen, die damals Kinder waren, erlebten einige die Evakuierung als Abenteuer, sie lernten Freunde kennen, und oft hielten diese Freundschaften ein Leben lang. Davon zeugen in Frankreich viele Städtepartnerschaften zwischen evakuierten Ortschaften und deren Aufnahmegemeinden. Diese Partnerschaften gingen – wie meine Kollegin Eva Kübler aufgezeigt hat – auf Initiative von unten zurück, also auf ehemalige Evakuierte und deren mehr oder minder freiwillige, ehemalige Gastgeber. Daß es auch Zeitzeugen möglich war, diese Erlebnisse anders zu betrachten, zeigte bereits Henri Hiegel, der Stadtarchivar von Sarreguemines, der einerseits als Betroffener, andererseits als Historiker ein wesentlich differenzierteres Bild der französischen Evakuierung zeichnete.

Nochmals: Es soll nicht behauptet werden, daß die Evakuierung reibungslos vonstatten lief. Weit gefehlt, es knarrte heftig im Gebälk. Viel entscheidender ist jedoch, daß das, was die Zuschauer in der Sendung präsentiert bekommen, zum großen Teil eben nicht die Evakuierung ist, sondern die Erinnerung an die Evakuierung. Zwischen dem einen und dem anderen besteht ein großer Unterschied. Wie komplex das Verhältnis von Geschichte, individuellem und kollektivem Gedächtnis zueinander ist, hat wohl niemand gründlicher untersucht oder über-

zeugender dargestellt als Aleida Assmann. Denn genau hier liegt ein entscheidender, auch methodischer Irrtum vieler Medien, insbesondere im Fernsehen, dessen Macher ihre eigene Rolle, trotz der vieldiskutierten Selbstreferentialität medialer Darstellung, scheinbar weniger reflektieren. Annette Baks Sendung über die Evakuierung war nicht die erste ihrer Art. Genau in der medialen Darstellung der Evakuierung, und das begann bereits in den 50er Jahren in der Saarbrücker Zeitung, wurde die Geschichte der Evakuierung zu einer Geschichte der Opfer, der saarländischen, also: deutschen Kriegsoffer. Gerade durch die diskursprägende Rolle der Medien wurde ein Selbstläufer aus dieser Erzählung, die inzwischen losgelöst von den historischen Abläufen stattfindet.

Die schwierige Frage nach den Opfern

Warum dem so ist, auch das läßt sich bei Assmann nachlesen: Die Opferrolle ist eine gesellschaftlich heiß umkämpfte, und selten wird das, für jeden sichtbar, so deutlich wie in diesen Tagen. Wer Opfer ist, der oder die ist moralisch schwer bis unangreifbar, und dessen Handeln darf kaum in Frage gestellt werden. Als Beispiel mögen die Plünderungen dienen, deren Erinnerung insbesondere eine Zeitzeugin aus der Dokumentation bis heute zu quälen scheint. Nur war, was die historischen Tatsachen angeht, die Plünderung zwar eine Realität, jedoch wurden die Betroffenen vielfach durchaus entschädigt. Auch waren, was die an den Plünderungen Beteiligten angeht, Evakuierte einerseits Opfer, zurückkehrende Evakuierte in manchen Fällen aber auch durchaus die Täter, auch wenn die Nationalsozialisten alles taten, sogenannte »Asoziale« als die Schuldigen hinzustellen. Hieran mögen sich einige Zeitzeugen nicht erinnern, und trotzdem ist es Bestandteil historischer Realitäten, wenn auch nicht solcher, die in der SR-Dokumentation erzählt werden. Hier zeigt sich, nicht zum einzigen Mal, wie unpassend die Täter-Opfer-Kategorien für das Thema der Evakuierungen sind.

Paul Burgard, Mitarbeiter des Landesarchivs, äußerte sich in einer die Dokumentation begleitenden Gesprächsrunde im

SR-Fernsehen wie folgt: »Die Frage, wer Opfer des Nationalsozialismus war, ist natürlich eine relativ weit gefächerte.« Er schränkt dann ein, daß die Evakuierten nicht vergleichbar seien mit den »eigentlichen« Opfern des NS. Aber dadurch, daß er sie im selben Atemzug nennt, tut er es eben doch. Es gibt in der Tat eine Grauzone im Opfer- und Täterbegriff, und gerade in der sich selbst radikalierenden Gewaltdynamik des Nationalsozialismus konnte einer beides zugleich sein. Man denke an die Mitglieder des 20. Juli oder den Kriegsprofiteur und gleichzeitigen Judenretter Oskar Schindler.

Aber der »Opfer«-Begriff, den Burgard explizit einstreute, und der im gesamten Film implizit verfolgt wird, ist schlicht keine brauchbare Analysekatégorie für die Einordnung der Evakuierungen 1939 und 1944. Lange ging die NS-Forschung gerade jenen Fragen nach Opfern und Tätern nach, und mußte dies auch, aber gerade hierin liegt der Reiz des Themas. Dieser war auch einer der Gründe, warum sich eine internationale Forschergruppe der Sache angenommen hat: Das Thema ermöglicht NS-Forschung außerhalb dieser Kategorien, die in diesem Fall nicht hilfreich sind. Im Gegenteil, diese Themen zu erforschen, und zwar eben außerhalb der Täter-Opfer-Dichotomie, ist Bestandteil dessen, was man als Historisierung des Dritten Reiches betrachten kann, ganz so, wie es der Historiker Martin Broszat einst forderte, und wie sie, auch wieder mit dem Assmann'schen Generationenmodell gesprochen, nach eben 75 Jahren spätestens möglich wird.

Möchte man mit den Täter- und Opfer-Begrifflichkeiten operieren, so ist die obige Aussage Burgards auch eher eine Nebelkerze als ein Erklärungsansatz, denn angesichts der Komplexität gleich aufzugeben, das ist kaum hilfreich. Für die Frage der Opferdefinition liefert allein schon die breit gefächerte Wiedergutmachungs-Gesetzgebung der Bundesrepublik Kriterien, die zwar angesichts der hohen Komplexität und Dynamik des »Dritten Reiches« nicht ausreichend, aber umfangreich sind.

Sicher wählte niemand am 13. Januar 1935 seine eigene Evakuierung etwas mehr als vier-einhalb Jahre später, geschweige denn die Mißstände, die sie hervorbrachte. Was in der Sendung aber nicht zur Sprache kommt,

und was auch der Einordnung als »Opfer« die letzte Basis nimmt: Die Evakuierung der Zivilbevölkerung 1939 war eine Maßnahme zu deren Schutz. Aus Sicht der NSDAP war die Evakuierung ein (wenn auch zweifelhaftes) Privileg, dessen nur »Arier« und »Volksgenossen« teilhaftig werden sollten. Außerdem war die Evakuierung eine Notwendigkeit: Bereits in der Sudetenkrise 1938 wurde offenbar, daß es im Spannungsfall zu einer massenhaften Fluchtbewegung kommen würde. Das war den französischen Planern schon lange bekannt, weshalb sie bereits sehr frühzeitig Maßnahmen trafen, um diese Bewegung zu kanalisieren; die Nationalsozialisten hingegen wollten an die heldenhaften Grenzlandbewohner glauben, bis diese ihnen das Gegenteil bewiesen. Anders als im Film dargestellt, begann die eigentliche Planung auf deutscher Seite daher auch nicht Jahre vorher, sondern erst im Herbst 1938, und es war nicht der Hochstapler, SS-Brigadeführer und Kriegsverbrecher Ernst Ludwig Leyser, dem die Initiative oblag, sondern Gauleiter Josef Bürckel (Leyser war lediglich ausführendes Organ, bedingt u.a. durch Bürckels Abwesenheit in Wien). Um wieviel schlimmer es werden konnte, wenn nicht evakuiert wurde, wird am Ende des zweiten Teils der Dokumentation gezeigt, als die Menschen sich wochenlang in Kellern versteckten. Daß es zu solchen Szenen 1939 nicht kam, weil am Westwall nur kleinere Scharmützel stattgefunden haben, konnte im Vorfeld niemand wissen, am wenigsten die Zivilisten, die in dem Gebiet lebten. Anders gesagt, die Evakuierung 1939 war, wenn man den Krieg als Realität akzeptiert, nötig, und es hätte weitaus schlimmer kommen können.

Noch schwieriger wird es bei den Äußerungen des SZ-Redakteurs Jürgen Neumann, der mutmaßt, wenn ein Pfarrer, der die Evakuierung filmisch (aber wohlwollend) dokumentierte, dabei erwisch worden wäre, so hätte er dafür mit dem Leben gebüßt. Das ist Spekulation, weshalb die »Was wäre wenn?«-Frage von seriösen Historikern gemieden wird. Da sich Neumann wiederholt als Historiker ausgibt und als solcher vorgestellt wird, muß er sich an diesem Maßstab messen lassen. Medien und Wissenschaft haben genug damit zu tun, Fakten zu erklären und Abläufe zu analysieren; darüber

zu mutmaßen, wie sich eine Irrealität auswirken würde oder ausgewirkt hätte, das kann niemand mit Anspruch auf Präzision leisten.

Verpasste und künftige Chancen

Die Dokumentation reiht sich ein in eine problematische Tradition. Ein bißchen Heimatgeschichte, viel Konsens, und eigentlich ging es doch damals niemandem gut. Dabei gab es auch im Saarland Profiteure des NS-Systems, eine große Zahl Gleichgültiger und viele, viele Mitläufer. Dies würde dazu einladen, die Geschichte des Nationalsozialismus im Saarland auch medial kritischer zu präsentieren. So ist aber aus der zweiteiligen Dokumentation des SR in gewissem Sinne eine Wohlfühlsendung geworden, Wohlfühlsendung deshalb, weil sich in der Bestätigung, wie schlimm das doch alles war, eine damals so nicht vorhandene Distanz zum NS aufbauen läßt. Eigentlich waren doch alle Saarländer NS-Opfer! Das verstellt den Blick auf die Frage nach den Tätern sowie dem Leid der Opfer, wenn man diese Kategorien schon verwenden möchte, was eine differenziertere Begrifflichkeit und einen kritischeren Blickwinkel erfordert.

Zur Ehrenrettung der Beteiligten sei jedoch gesagt, daß dem Bericht eine lange und gründliche Recherche vorausging, und die historischen Filmaufnahmen, u.a. über die in Petit-Réderching 1965 nachgestellte Evakuierung, verdienen der Würdigung. Vor allem der Versuch der Neuordnungsmaßnahmen im Saarland, also die Bestrebungen der Nazis, die Evakuierung und damit verbundene Abwesenheit vieler Bewohner zu nutzen, um die Region gleich nach ideologischen Vorstellungen umzugestalten, wurden früher medial nicht thematisiert. Aber auch hier wird dem Zuschauer etwas vorenthalten, denn so wirken die Saarländer einmal mehr als Opfer der Nationalsozialisten. Dabei fand in der Moselle und im Elsaß Ähnliches statt, und anders als im Saarland konnte die Bevölkerung nie darüber abstimmen, ob sie zum Deutschen Reich gehören wollte, außer mit den Füßen. Taten sie dies, hatte dies den Verlust ihres gesamten Hab und Gutes zur Folge. Einigen

wurde die Wahl auch nicht gegeben, denn wer als undeutsch galt, wurde in einer brutalen ethnischen »Säuberung« des Elsaß und Lothringens, der über 100.000 Menschen zum Opfer fielen, ausgewiesen, der Besitz beschlagnahmt. Anstatt dies zu thematisieren, wird die Vertreibung von über 100.000 Menschen nicht erwähnt, sondern das saarländische Opfernarrativ weiter gepflegt.

Da nicht aller Tage solche Ressourcen zur Verfügung stehen, um die Evakuierungen 1939 und 1944 medial zu thematisieren, ist die Dokumentation in mancher Hinsicht, und trotz der positiven Aspekte, leider auch eine verpasste Chance. Genutzt wurde die Chance, der Sendung ein Begleitbüchlein anbei zu stellen, das eine Verarbeitung (insbesondere durch Paul Burgard) der zum Thema vorhandenen wissenschaftlichen Literatur erkennen läßt. Diese Literatur zu schreiben und zu aktualisieren, ist Aufgabe der Wissenschaft, die Formate, in denen diese ihre Erkenntnisse präsentiert, ist jedoch kaum für ein breites Publikum gedacht. Daß diese Literatur also berücksichtigt und der Versuch unternommen wurde, auch selbst in komplexerer Form die bestehende Kenntnislage zu präsentieren, ist bemerkenswert positiv.

Dennoch bleibt eine kritische Aufarbeitung des Themas in medialer Form weiter ein Desiderat. Wünschenswert wäre der Versuch, mit den technischen Möglichkeiten und der zweifelsohne von Annette Baks Filmteam an den Tag gelegten Sorgfalt auch dem breiten Publikum eine weniger zeitzeugenlastige Geschichte der Evakuierung zu erzählen. Die heute als »Reenactment« bezeichneten Ansätze der Bewohner von Petit-Réderching bieten hierfür Ideen und Ansätze, für die sich auch die Beteiligung von Schülern, wie sie in der Dokumentation vorkam und die einen ihrer stärksten Punkte darstellt, durchaus anbietet.

Max Braun, Ehrenbürger der Landeshauptstadt Saarbrücken

Europäer – Deutscher – Republikaner

Von Joachim Heinz

Mit der posthumen Verleihung der Ehrenbürgerwürde an Max Braun wird ein sozialdemokratischer Politiker, der sich früh der europäischen Verständigung verschrieben hatte, ein überzeugter Republikaner und kämpferischer Antifaschist, der weit über die Grenzen Saarbrückens und des Saarlandes hinaus Bedeutung erlangt hat, geehrt und ein politisches Unrecht aus den 1950er Jahren wieder gut gemacht.

Die Kommunalwahlen im Mai 1956 hatten den sog. Heimatbundparteien in Saarbrücken eine klare Zwei-Drittel-Mehrheit gebracht, wobei die DPS Heinrich Schneiders mit 41 % die mit Abstand stärkste Kraft war. Diese neue Machtposition benutzte die DPS-Fraktion in der Sitzung des Saarbrücker Stadtrates vom 25.9.1956, um eine Rück- bzw. Umbenennung »von Straßen, Plätzen und Brücken, deren Namen nach 1945 aus politischen Gründen in der Stadt Saarbrücken geändert wurden«¹ zu beantragen. Der DPS-Stadtverordnete Ludwig Bruch² bezeichnete die Namensänderungen nach 1945, die 1946 auch zur Umbenennung der Großherzog-Friedrich-Straße in Max-Braun-Straße geführt hatte³, als »einer der beschämendsten Kapitel der Saarbrücker Stadtgeschichte«, eine »Vergewaltigung von Überlieferung und Wahrheit«, die »alle traditionellen Bindungen einer urdeutschen Stadt durchschneiden« wollte. Bruch betonte weiter, »daß selbstverständlich Namen separatistischer Färbung fortan nichts mehr in Saarbrücken zu suchen haben; insbesondere bestehe keine Veranlassung der Familie Braun hier ein Denkmal zu setzen, die in unserer Heimat eine so betrübliche Rolle gespielt hat. Gerade die Max-Braun-Straße habe den Unwillen der Bürgerschaft erregt«, behauptete Bruch unter Beifall der DPS-Fraktion.⁴ Hiermit wurde in geschichtsfälschender Weise der 1945 im Londoner Exil verstorbene Widerstandskämpfer

Max Braun im Stile der Verleumdungskampagnen der nationalsozialistisch gelenkten *Deutschen Front* aus der Zeit des Abstimmungskampfes 1933 bis 1935 erneut als separatistisch und undeutsch stigmatisiert. Darüber hinaus wurde auch die gesamte Familie Braun, also auch der Bruder und die Ehefrau von Max Braun, Dr. Heinz Braun und Angela Braun-Stratmann⁵ sowie alle, die sich im ersten Saarabstimmungskampf für den Status quo eingesetzt hatten, erneut gesellschaftlich ausgegrenzt.⁶ Mit der Auslöschung des Namens Max Braun aus dem Straßenbild von Saarbrücken glaubten viele in den Heimatbundparteien ihre Erinnerung und ihre Verantwortung für die fatale Entscheidung am 13. Januar 1935 auslöschen zu können. Es war die »verspätete Rache der Besiegten von 1945 an den ehemaligen Gegnern von 1933/35.«⁷



Auch in Völklingen-Louisenthal und in Kleinblittersdorf wurden die Straßen, die den Namen Max Braun trugen, umbenannt. Nur in Neunkirchen behielt die Straße, die nach 1945 nach Max Braun benannt wurde, bis heute ihren Namen.

In der gebotenen Kürze stelle ich Max Braun unter vier Aspekten näher vor.⁸

1. Max Braun, Politiker und Journalist der deutsch-französischen Verständigung

Max Braun kam am 27. Februar 1923 mit seiner Frau Angela nach Saarbrücken,⁹ nachdem auf dem SPD-Reichsparteitag im September 1922 in Augsburg¹⁰ entschieden worden war, daß er die Stelle des Chefredakteurs¹¹ der sozialdemokratischen *Volksstimme* übernehmen solle. Diese hatte gerade zwei Redakteure durch Ausweisungsbefehl der französischen Militärbehörde verloren.¹² Max Braun hatte sich in seiner Heimatstadt Neuss als guter Redner und scharfsinniger Chefredakteur der dortigen SPD-Zeitung *Freier Sprecher* einen Namen gemacht.¹³ Im Saargebiet, das unter Völkerbundverwaltung stand, herrschte ein national aufgeheiztes Klima. Es wurde durch den 100-tägigen Bergarbeiterstreik 1923, der nichts anderes als ein verkappter antifranzösisch motivierter Solidaritätsstreik gegen die Ruhrbesetzung war, noch verstärkt.¹⁴ Deutscher und französischer Nationalismus standen sich unversöhnlich gegenüber. Schon in den ersten, eindeutig Braun zuzuschreibenden Artikeln in der *Volksstimme* warnte er vor den schlechten Propheten, »den deutschen Durchhaltern wie den französischen.«¹⁵ In Bezug auf die Ruhrbesetzung schrieb er im März 1923: »Deutsche und Franzosen lassen dabei ihr Leben, Milliarden an Volksvermögen gehen auf französischer wie auf deutscher Seite verloren, statt der blutnotwendigen Verständigung wächst die Welle des Hasses riesengroß, zwei große Kulturvölker werden ihre beiden Kräfte daran vergeuden...«¹⁶ um dann zu fragen, »wann werden wir diesen internationalen Propaganda-Bazillus überwunden haben?«¹⁷

Braun gelingt es durch Vermittlung des Direktors des *Internationalen Arbeitsamtes*, des französischen Sozialisten Albert Thomas,¹⁸ dazu beizutragen, daß der 100-tägige Berg-

arbeiterstreik ohne offene Gewalteskalation beendet wird.¹⁹

Hier finden sich die Anfänge der Politik von Max Braun, die sich immer mehr zur zentralen politischen Idee verfestigen sollte, daß nur die deutsch-französische Verständigung die friedliche Entwicklung in Europa sichern kann. »Die Sozialdemokratische Partei des Saargebietes«, schreibt Max Braun in der *Volksstimme* vom 23. September 1925, »fundiert ihren Kampf um die Deutschbehauptung des Saargebietes auf der Plattform des Verständigungswillens. Sie befindet sich dabei in beständiger Abwehr gegenüber dem Nationalismus aller Schattierungen...«²⁰ Aus dieser Überzeugung entwickelt er weiter die besondere Rolle des Saargebietes, dem nach seiner Auffassung aus historischer Erfahrung und aus der Grenzlage heraus die Brückenfunktion in dieser Verständigungspolitik zwischen Deutschland und Frankreich zukommt. Rückgliederung der deutschen Saar zum Vaterland, deutsch-französische Verständigung und die besondere Rolle der Saar in dieser Verständigungspolitik waren für Max Braun ein politisches Gesamtpaket zum Wohle aller Beteiligten. Auch schon in den 1920iger Jahren mußten er und andere sich für diese Konzeption den Vorwurf des Landesverrats oder der Frankophilie gefallen lassen.²¹ Leider muß man noch heute feststellen, daß die wissenschaftliche Literatur zu frühen Europakonzeptionen der Sozialdemokratie den Beitrag von Max Braun meistens übersieht.²²

2. Max Braun der Republikaner²³

Für Max Braun war die Weimarer Republik bei allen Schwächen der freiheitlichste Staat, den es bis dahin in der deutschen Geschichte gegeben hatte. Diesen galt es zu verteidigen und auszubauen. Gegen alle Republikfeinde von rechts und links im Saargebiet wie in der Weimarer Republik erhob er seine Stimme. Als nach dem unerwarteten Tod des Reichspräsidenten Friedrich Ebert der Monarchist und Vertreter der Dolchstoßlüge Hindenburg zum Nachfolger gewählt wurde, kommentierte Max Braun in der *Volksstimme* vom 27. April 1925: »Wenn sich eine Nation jemals blamieren kann, dann hat sich die un-

sere gestern unsterblich blamiert. Hoffen wir nur, daß diese Lächerlichkeit nicht tödlich ist!«²⁴ Als der Stadtrat von Saarbrücken im November 1927 auf Vorschlag der Verwaltung die Alleestraße gegen die Stimmen der Linken in Hindenburgstraße umbenannte, bezeichnete Braun dies als »Schildbürgerstreich« und »Bierulk«.²⁵ Das bedingungslose Eintreten für die Weimarer Republik und deren Erhaltung war für Braun lange vor 1933 verknüpft mit der Rückgliederungsfrage. In einer Ansprache im *Südwestdeutschen Rundfunk* in Frankfurt im März 1931²⁶ zum Thema »Saar und Völkerbund« entwickelte er erneut die Vorstellung von der natürlichen und historischen Bestimmung der Saar, wie er sich ausdrückte, »...einen der Brückenpfeiler jener Brücke zu tragen, über die die deutsch-französische Verständigung... ihren Weg nehmen wird«, um mit den Worten zu schließen, »Sieg der Idee über die Gewalt ist die größte und erste Aufgabe des Völkerbundes. Auf die Saar hingewandt heißt das: Einsetzung aller Völkerbundkräfte für die baldige restlose Rückkehr des deutschen Saargebiets in die große deutsche, schwarzrot-goldene, demokratische und soziale Republik.«²⁷ Alle nach 1933 zur Diffamierung Brauns erhobenen Vorwürfe, er habe vor 1933 in der Rückgliederungsfrage anders gesprochen als nach 1933, laufen inhaltlich ins Leere.²⁸

3. Max Braun als Kommunalpolitiker²⁹

Max Braun war von Juli 1926 bis Januar 1935 Stadtverordneter in Saarbrücken.³⁰ Aus den Stadtratsprotokollen ergibt sich, daß mit zunehmender wirtschaftlicher Verschlechterung der Lebenslage für zahlreiche Arbeiterfamilien die sozialpolitischen Anträge der SPD- und KPD-Fraktionen stark zugenommen haben, oft aber ohne Erfolg, da sie in der Stadtverordnetenversammlung zu keiner Zeit eine Mehrheit hatten.³¹ Steuererleichterungen für geringe Einkommen, einmalige Beihilfen für städtische Bedienstete, Weihnachtsbeihilfen für Erwerbslose oder die Aufforderung an die Verwaltung, Maßnahmen gegen die zunehmende Arbeitslosigkeit zu beschließen, waren der Hauptthemenkreis sozialdemokratischer Kommunalpolitik in Saarbrücken ab Ende der 1920er

Jahre. Auch die Einrichtung einer Wärmehalle wird auf Antrag der Sozialdemokratie beschlossen.³² Max Braun, der rege an den Sitzungen teilnahm, wurde mehrfach auf Vorschlag der *Arbeiterwohlfahrt* in den Beirat für Jugendwohlfahrt gewählt. Daneben war er u.a. einer der städtischen Vertreter im Aufsichtsrat der *Flughafengesellschaft*, der VSE und der *Gesellschaft für Straßenbahnen*.

In der Zeit nach dem 30. Januar 1933 standen im Saargebiet auch die Kommunalpolitiker von SPD und KPD generell unter dem Verdacht landesverräterischer Tätigkeit.³³ Aber es läßt sich für den Stadtrat in Saarbrücken nachweisen, daß speziell Max Braun von der Verwaltung und von allen anderen Fraktionen, außer der der KPD, mit diesem Vorwurf getroffen und ausgegrenzt werden sollte. Er war das Symbol des unerbittlichen Widerstandes gegen das Unrechtsregime in Deutschland und für alle, die sich willfährig und in vorausgehendem Gehorsam der NS-Politik unterwarfen und sich ohne Not selbst gleichschalteten der gefährlichste Widersacher, der ausgeschaltet werden sollte.³⁴ Darüber hinaus wurde von den anderen Fraktionen noch versucht, die Sozialdemokratie zu spalten.

So wurden in der Stadtratssitzung vom 23. Mai 1933 alle vorgeschlagenen Kandidaten für die Neubesetzung des Jugendbeirates gewählt, außer Max Braun.³⁵ Auch bei der Neuwahl von städtischen Vertretern in den Aufsichtsrat der *Flughafengesellschaft* wird Braun nicht gewählt, wobei die Zentrumsfraktion der sozialdemokratischen Fraktion anbietet, ihr einen Vertreter zuzubilligen und mitzuwählen, nicht aber Max Braun. Dies wird selbstverständlich von der SPD-Fraktion abgelehnt. Gleiches passierte bei der Neuwahl von Vertretern in den Aufsichtsrat der VSE³⁶ und der Nominierung von Mitgliedern des Aufsichtsrates der *Gesellschaft für Straßenbahnen* durch Oberbürgermeister Dr. Neikes.³⁷ In der Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung vom 23. Mai 1933 wird auf Antrag der Fraktion der NSDAP mit 36 gegen 20 Stimmen auch beschlossen, städtische Bekanntmachungen in der sozialdemokratischen *Volksstimme* nicht mehr zu veröffentlichen. Der Sprecher der NSDAP-Fraktion begründete den Antrag »mit der Einstellung des Schriftleiters dieser Zeitung«, also Max Braun, »gegenüber der



Reichsregierung und den Belangen der Saarbevölkerung.«³⁸ Hier lässt sich eindeutig ein Zusammenhang erkennen mit den Angriffen Adolf Hitlers im Reichstag auf die Saarbrücker *Volksstimme* zwei Monate vorher, auch er meinte den verantwortlichen Chefredakteur Max Braun. Nach der mutigen Rede des Vorsitzenden der SPD-Reichsfraktion Otto Wels, in der dieser das Nein der Sozialdemokratie zum Ermächtigungsgesetz begründete,³⁹ antwortete Hitler in großer Erregung an Otto Wels gewandt u.a. mit den Worten: »Ich habe Ihre Zeitung im Saargebiet gelesen, Herr Abgeordneter und dieses Blatt treibt nichts anderes als dauernd Landesverrat, Herr Abgeordneter Wels, versucht dauernd dem Ausland gegenüber, Deutschland zu belasten, unser Volk vor der Welt mit Lügen in eine schiefe Lage zu bringen.«⁴⁰

Durch diese Entscheidungen im Saarbrücker Stadtrat, der in Abwesenheit der Fraktionen von SPD und KPD am 1. Mai 1934 in einer Sondersitzung Hitler und Hindenburg die Ehrenbürgerwürde angetragen hat,⁴¹ sollte primär der Chefredakteur der *Volksstimme*, Max Braun getroffen werden.

4. Max Braun der Widerstandskämpfer

Max Braun war wegen seiner rhetorischen und intellektuellen Fähigkeiten und seiner charismatischen Art die überragende Führungspersönlichkeit des saarländischen Widerstandes gegen die Hitlerdiktatur und die Auslieferung des Saargebietes an diese Diktatur.⁴² Dafür wurde er von den Nationalsozialisten und der *Deutschen Front* zum Feind Nr. 1 erklärt. Die von ihnen geschaffene Atmosphäre der sozialen Ausgrenzung und grenzenlosen Gewalt⁴³ gegen Jeden, der sich ihnen nicht bedingungslos unterordnete, traf besonders die Symbolfigur des Widerstandes Max Braun.

Briefe wie den vom 31. Januar 1934 »an den Landesverräter und Separatisten Max Braun« bekam er zuhauf. Dort war u.a. zu lesen: »Wenn es Dir auch heute noch möglich ist, das deutsche Saarvolk zu veratzen und in Genf Deine Verbrecherpläne zu propagieren, so sind Deine Tage gezählt. Leider kannst Du noch unter dem Schutz der fremden Hottentotten-Regierung an der Saar Deinen Volksverrat betreiben. Nicht lange mehr sehen wir Dir, gemeiner Schuft

und Lump, tatenlos zu. Deine Kugel ist schon gegossen und wird Dich auch bald erreichen ... Du Judenlummel wirst gekillt. Matz Braun verrecke!!! Saardeutscher erwache!!! Heil Hitler.«⁴⁴

Es gab kaum einen saarländischen Ort, in dem nicht eine Puppe mit dem Namensschild »Max Braun« um den Hals am Galgen hing⁴⁵; der symbolischen Ermordung Max Brauns folgten mehrere Mordanschläge, die Nazis setzten eine Kopfprämie auf ihn aus.⁴⁶

Trotz aller Anstrengungen und dem Versuch der Bündelung der Anti-Hitlerkräfte an der Saar, der im Juli 1934 zur Bildung der Einheitsfront aus SPD und KPD führte und des mutigen Widerstandes einer kleinen katholischen Gruppe um Johannes Hoffmann⁴⁷ stimmten am 13. Januar 1935 über 90 % der abstimmungsberechtigten Saarländer und Saarländerinnen für den Anschluß an Hitlerdeutschland.⁴⁸

Die Gründe für diesen Ausgang der Abstimmung sind vielfach diskutiert worden, ich möchte nur die wichtigsten vier kurz benennen.⁴⁹

1. Ein durch die NS-Propaganda emotional aufgeladener und entpolitisierender Nationalismus ausgedrückt durch die Liedzeile »Deutschland, Deutschland über alles« oder durch das bekannte Plakat »Deutsche Mutter, heim zu Dir!« unterband jede Diskussion über die Verfaßtheit, den politischen Zustand des deutschen Vaterlandes, zu dem zurückgekehrt werden sollte. »Hie Deutschland - dort Frankreich« war die simplifizierende Alternative der Deutschen Front.

2. Die fatale Entscheidung der Katholischen Kirche, ihren Gläubigen im Saargebiet das Votum für die Rückkehr zum »angestammten Volkstum« und damit in der konkreten Situation zu Hitlerdeutschland als »sittliche Pflicht« verbindlich vorzugeben, war bei einem Anteil von etwa 75 % Katholiken an der Saarbevölkerung, die zudem noch sehr autoritätsgläubig gegenüber Vorgaben ihrer Kirche war, vorentscheidend für die Abstimmung.⁵⁰

3. Die Atmosphäre der Angst und Einschüchterung, auf die schon hingewiesen wurde, hat bewirkt, daß noch schwankende Abstimmungsberechtigte letztlich doch für die Rückgliederung gestimmt haben. Der von der *Deutschen Front* vielfach propagierte, Bedrohung ausdrückende Hinweis »Denk

an 1933«, war nichts anderes als der Verweis auf die politische Realität im Dritten Reich, wie dort mit politischen Gegnern umgegangen wurde und diese Realität wurde für viele Hitlergegner an der Saar nach 1935 ja wirklich fühlbar.

4. Es läßt sich eindeutig feststellen, daß die Freiheitsfront im Saargebiet vom Völkerbund und den führenden Mächten im Völkerbund, insbesondere Frankreich und England, im Stich gelassen worden ist. Man wollte sich wegen eines kleinen Territoriums, das zudem als eindeutig deutsch angesehen werden mußte, nicht mit der neuen Reichsregierung anlegen. Welchen Eindruck, außer dem, daß die Abstimmung schon entschieden sei, mußte die im Dezember 1934 veröffentlichte Vereinbarung Frankreichs mit dem Deutschen Reich über den Rückkaufpreis der Saargruben auf Status-quo-Anhänger oder noch Unentschlossene haben, um nur dieses Beispiel anzuführen.

Max Braun und den politischen Kampfgefährten aus der Einheitsfront ist es aber auch nicht gelungen, die eigenen Anhänger und Mitglieder der Linksparteien immun zu machen gegen die oben genannten Einflüsse. Die etwa 46.000 Stimmen für den Status quo, wovon ja noch einige Stimmen auf die Anhänger Hoffmanns, auf die jüdische Bevölkerung und Anhänger linker und frankophiler Splittergruppen entfielen, stellten nur noch etwa ein Drittel der Stimmen dar, die SPD und KPD bei der letzten Landesratswahl 1932 erhalten hatten.

Max Braun hat zeitlebens festgehalten an der Überzeugung, die Abstimmung sei in großem Stil gefälscht worden, dafür gibt es bis heute keine Belege.

Bevor ich zum Schluß komme, noch einige Worte zur Person von Max Braun. Für seine politischen Gegner innerhalb und außerhalb der SPD paßte er nicht in die von Kohle und Stahl geprägte proletarische Provinz des Saargebietes der 1920er und 30er Jahre. Sowohl sein politischer Werdegang, er war nicht aus der Gewerkschaftsbewegung hervorgegangen und war Intellektueller, als auch sein Auftreten, so glaubte er sich mehrfach öffentlich für seine Vorliebe für elegante Kleidung rechtfertigen zu müssen, waren atypisch für die meisten Führungspersonen in der saarländischen Arbeiterbewegung. Darüber hinaus war er jemand, heute würde

man Genußmensch sagen, der Freude an den schönen Dingen des Lebens hatte und dies auch offen lebte. Und er machte auch keinen Hehl daraus, daß er für die französische Lebensweise und Kultur ein Faible hatte, so ließ er sich im Familienkreis gerne Mathieu nennen. In den Schmähungen der Kommunisten, die ihn als »Pfau von Saarbrücken« verhöhnnten wie auch in der abwertend gemeinten Behauptung von Otto Wels, die Leitung der SPD-Saar sei eine Art Bohème,⁵¹ kamen politische Abneigung aber auch die in der sozialistisch-kommunistischen Arbeiterbewegung weit verbreitete Genuß- und Lustfeindlichkeit zum Ausdruck. Neben anderen persönlichen und politischen Angriffen gegen Max Braun kam im Saarabstimmungskampf der vielfach variierte Vorwurf hinzu, Max Braun sei von Frankreich gekauft.⁵²

Max Braun hat seinen Kampf für Freiheit, Demokratie und gegen Faschismus besonders im französischen Exil mit aller Konsequenz und enormem persönlichen Einsatz fortgesetzt.⁵³ An der Umsetzung seiner politischen Ziele nach der militärischen Niederlage des faschistischen Deutschland, konnte er nicht mehr teilnehmen. Er starb am 3. Juli 1945 kurz vor der Rückkehr ins Saarland im Londoner Exil.

Mit seinem unbeirrbaren Eintreten für Freiheit, Demokratie und dem Werben für die deutsch-französische Verständigung schon zu einer Zeit, als dies bis in die Mitte sowohl der Weimarer Gesellschaft wie auch der an der Saar als Variante des Landesverrats angesehen wurde, hat sich Max Braun bleibende Verdienste erworben, auf die die saarländische Sozialdemokratie, das Saarland insgesamt und die Landeshauptstadt Saarbrücken mit Anerkennung und Stolz blicken können. Die Verleihung der Ehrenbürgerwürde durch die Landeshauptstadt Saarbrücken ist zwar eine späte, aber unbestritten eine angemessene Ehrung eines großen Sozialdemokraten.

Anmerkungen

Anlässlich der posthumen Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Landeshauptstadt Saarbrücken an Max Braun, am 13. Juli 2016, hielt der Autor die Laudatio, die Grundlage dieses Artikels ist.

Joachim Heinz, Max Braun hat sich um das Saarland verdient gemacht, in: *arbeitnehmer* 4/2015, S.36. Heinz hat in der Zeitschrift der Arbeitskammer des Saarlandes angeregt, Max Braun posthum die Ehrenbürgerwürde der Landeshauptstadt Saarbrücken zu verleihen. Oberbürgermeisterin Charlotte Britz und der Vorsitzende der SPD-Fraktion, Peter Bauer, sagten unmittelbar nach Kenntnis des Vorschlages ihre Unterstützung zu und leiteten die notwendigen Schritte ein. Am 21. Juli 2015 beschloß der Saarbrücker Stadtrat bei Stimmhaltung des Stadtrates der NPD, »die Verwaltung wird gebeten, die Verleihung der Ehrenbürgerwürde an Max Braun zu ermöglichen.« Die Mitglieder der CDU-Fraktion, der ALFA-Fraktion und das Mitglied der Freien Wähler hatten die Sitzung schon verlassen. Am 8. Dezember 2015 beschloß der Stadtrat, Max Braun posthum die Ehrenbürgerwürde zu verleihen. Die posthume Verleihung der Ehrenbürgerwürde ist eine Ausnahme, da sie grundsätzlich nur an lebende Persönlichkeiten verliehen werden kann. Aber mit der posthumen Verleihung der Ehrenbürgerwürde 2003 an Willi Graf gab es bereits einen Präzedenzfall. Da Max und Angela Braun selbst keine Kinder hatten, begann die Suche nach noch lebenden Nachfahren der Familie Braun. Dem Stadtarchiv Saarbrücken ist es mit Unterstützung des Stadtarchivs Neuss gelungen, Nachfahren ausfindig zu machen, einerseits die Familie Rudolf Sommer aus Spiez in der Schweiz. Rudolf Sommer ist der Großneffe von Max Braun. Seine Großmutter, Katharina Johanna Braun, die 1915 den Schweizer Staatsbürger Adolf Bussmann geheiratet hatte, war die älteste Schwester von Max Braun. Rudolf Sommer nahm mit seiner Ehefrau Lilian Sommer-Balmer sowie ihren Kindern Astrid, Georg und Philipp Sommer mit Ehefrau Ursula Sommer-Kropf an der Festveranstaltung am 13. Juli 2016 in den Räumlichkeiten der *Stiftung Demokratie Saarland* teil. Zum anderen waren die Großnichten von Max Braun, Sabine und Juliane Braun mit ihrer Mutter Hannelore Braun anwesend. Hannelore Braun ist die Witwe des Sohnes von Dr. Heinz Braun und seiner ersten Ehefrau Irene Charlotte Braun, geb. Diehl, Klaus Arno Braun. Nach der Laudatio erfolgte die Übergabe der Ehrenbürgerurkunde an Rudolf Sommer und Juliane Braun. Es folgten kurze Dankesworte von Rudolf Sommer seitens der Familien Sommer und Braun und ein Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Neuss, Reiner Breuer. Die Landeshauptstadt Saarbrücken hat die Grabstätte der Familie Braun auf dem Neusser Hauptfriedhof gekauft und wird dort ein Ehrengrab mit dem Hinweis auf die Ehrenbürgerschaft von Max Braun in Saarbrücken anlegen lassen und die Pflegekosten für die kommenden 50 Jahre übernehmen.

- 1 Stadtarchiv Saarbrücken (SAS), Bestand: V18 Nr.8. Niederschriften über die Stadtratssitzungen 1956, S.113.
- 2 Vgl. Dossier Ludwig Bruch, Archiv der SZ.
- 3 *Volksstimme* Nr. 11 vom 16. März 1947 und Nr. 12 vom 22. März 1947. Der Stadtrat von Saarbrücken hatte am 10. Dezember 1946 die Umbenennung beschlossen.
- 4 SAS, Bestand: V18 Nr.8, S.115f.; SZ Nr. 224 vom 26. September 1956.
- 5 Gabriele Lagemann, Angela Braun-Stratmann 1892-1966. Leben und Werk einer engagierten Frauenpolitikerin im Saarland, unveröffentlichte Magisterarbeit, Hannover 1996. – Frau Prof. Bärbel Kuhn bereitet zur Zeit eine Biografie über Angela Braun-Stratmann vor.
- 6 Nach Charlotte Britz wurde Max Braun durch diese Entscheidung erneut Opfer im Sinne »einer entwürdigenden Respektlosigkeit«, Britz, Rede, S. 1.; Joachim Heinz, Späte Wiedergutmachung für einen saarländischen Freiheitskämpfer, in: *arbeitnehmer* 5/2016, S.26. In Folge dieser Stadtratsentscheidung ließ die Familie Braun die erst am 3.7.1955 auf dem Saarbrücker Hauptfriedhof beigesetzte Urne von Max Braun im März 1957 wieder ausgraben und ins Familiengrab nach Neuss überführen. Vgl. Rainer Knauf, Ehrengrabstätten auf Saarbrücker Friedhöfen, in: ZGS 67 (1999), S.331-357 (342f.).
- 7 Jürgen Hannig, Separatisten? Nationalisten? Zum Abstimmungskampf 1955, in: Rainer Hudemann, Raymond Poidevin (Hrsg.) unter Mitarbeit von Annette Maas, Die Saar 1945-1955. Ein Problem der europäischen Geschichte, München 1992, S.381-396 (390); Joachim Heinz, Die Abstimmungen 1935 und 1955 im Vergleich, in: Der 23. Oktober 1955. 50 Jahre danach. Dokumentation einer Vortragsreihe (Stiftung Demokratie Saarland, Dialog 15) Saarbrücken 2007, S.88-106. Die Rolle der SPD in dieser Umbenennungsaktion bleibt schillernd. Zwar hat die SPD-Fraktion im Saarbrücker Stadtrat in der Sitzung am 25.9.1956 vergeblich die Verschönerung der Abstimmung und vorherige Behandlung der Umbenennung in der Straßenumbenennungskommission beantragt, vgl. SAS, V 18 Nr. 8, S. 116, weil der Sprecher der SPD-Fraktion, Oberpostrat Schneider, trotz genereller Zustimmung »jedoch bei einigen Änderungen Vorbehalte« hatte, vgl. *Saarbrücker Allgemeine Zeitung* (SAZ), Nr. 255 vom 27. September 1956 »Nur die Saarerstraße behält ihren Namen«. Die Vorbehalte sind jedoch weder im Protokoll der Stadtratssitzung noch in der SAZ im Einzelnen benannt, vgl. auch: SAZ, Nr.224 vom 26. September 1956 »Straßenumbenennungen in Saarbrücken«. Nur in einem Kommentar von »Willibert« in der Parteizeitung, SAZ Nr. 225 vom 27.9.1956 »Liebe Leserin, lieber Leser« wird die Umbenennungsaktion, ohne Max Brauns Namen zu erwähnen, kritisch hinterfragt. »Die Erinnerung an Kaiser und Reich und auch die Erinnerung an den 13. Januar 1935 ruft in unserer Bevölkerung zwiespältige Gefühle hervor. Eine Partei, die wie die Saarbrücker DPS diese Erinnerungen auffrischt, scheint sich an der nicht immer rühmlichen Vergangenheit mehr zu orientieren, als an den Notwendigkeiten unserer Zeit.«
- 8 Vgl. insgesamt: Gerhard Paul, Max Braun. Eine politische Biographie. Vorwort Oskar Lafontaine, 2. Aufl. 1987; Joachim Heinz/Gerhard Paul, Max Braun. Ein früher Europäer. Festschrift der SPD zum 100. Geburtstag (Schriftenreihe der SPD Saar Nr. 4/1992), Saarbrücken 1992.
- 9 SAS: Meldekarte Max Braun.
- 10 Protokoll der sozialdemokratischen Parteitage in Augsburg, Gera und Nürnberg 1922. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Berlin 1923, Berlin Bonn 1973, S. 52. Max Braun hatte als Delegierter für die SPD Neuss, Bez. Krefeld am Parteitag teilgenommen, ebenda, S. 116.
- 11 Aus dem Parteitagsprotokoll ist nicht ersichtlich, daß Max Braun vom SPD-Parteivorstand gebeten wurde, die Stelle des Chefredakteurs der *Volksstimme* in Saarbrücken zu übernehmen. Er berichtet dies in seinen unveröffentlichten fragmentarischen Erinnerungen, Landesarchiv Saarbrücken (LAS), Bestand: Nachlaß Max Braun Nr. 1, »Vor einem neuen 9. November...«, S. 8, »die Chefredaktion unseres Parteiblattes im Saargebiet zu übernehmen.« Diese Aussage wird in der Literatur ungeprüft übernommen. Es könnte aber auch sein, daß er anfangs nur als Redakteur nach Saarbrücken kam. Zum einen wird in der *Volksstimme* selbst nicht über die Ernennung Brauns zum verantwortlichen Redakteur berichtet und Max Braun bis Ende 1923 im Impressum der *Volksstimme* gar nicht aufgeführt. Zum anderen war Karl Raloff ab 1. November 1922 »verantwortlicher Redakteur bei der *Volksstimme*«, wie er in seinen Erinnerungen schreibt und was auch mit dem Impressum der *Volksstimme* übereinstimmt, vgl. Karl Raloff, Ein bewegtes Leben. Vom Kaiserreich zur Bundesrepublik. Bearbeitet und kommentiert von Herbert und Sibylle Obenaus, Hannover 1995, S. 48. Raloff wurde Mitte März 1923 aus dem Saargebiet ausgewiesen, ebenda, S. 49 und *Volksstimme* Nr. 61 vom 13. März 1923 »Ausweisung des Genossen Raloff«.
- 12 Protokoll (Anm. 22), S. 52.
- 13 Paul, Max Braun, S.21, 23, 29.
- 14 Klaus-Michael Mallmann, Horst Steffens, Lohn der Mühen. Geschichte der Bergarbeiter an der Saar, München 1989, S. 154ff.
- 15 *Volksstimme* Nr. 75 vom 29. März 1923 »Schlechte Propheten«. Der erste mit M.B. gezeichnete Artikel in der *Volksstimme* findet sich in Nr. 73 vom 27. März 1923, »Nur eine Episode«. Braun gibt in seinen Erinnerungen an, er

- habe seine »Tätigkeit im Saargebiet am 4. Febr. 1923« begonnen, LAS, Nachlaß Max Braun Nr. 1, S. 8. Hier könnte es sich um einen Schreibfehler – 4. Februar statt 4. März – oder eine falsche Erinnerung von Braun handeln, da er laut Meldekarte sich erst am 27. Februar in Saarbrücken angemeldet hat. Ob es vor dem 27. März ungezeichnete Artikel von Max Braun in der *Volksstimme* gibt, muß offenbleiben. Vgl. z. B. den ungezeichneten Artikel »Vernunft und Verständigung«, *Volksstimme* Nr. 66 vom 19. März 1923, der ganz im Verständigungssinn von Max Braun gehalten ist und sich deutlich von Artikeln in der *Volksstimme* im Januar 1923, vor der Ankunft Brauns in Saarbrücken, unterscheidet. Auch Angela Braun-Stratmann begann sofort für die *Volksstimme* zu schreiben. Der erste mit »A. Stratmann« gezeichnete Artikel findet sich auf der Seite »Für unsere Frauen«, *Volksstimme* Nr. 65 vom 17. März 1923.
- 16 *Volksstimme* Nr. 73 vom 27. März 1923 »Nur eine Episode«. Nicht zweifelsfrei zu klären ist, ob Max Braun diese Grundhaltung von Beginn der Ruhrbesetzung an vertreten hat. In zwei Leitartikeln in »Der freie Sprecher. Organ der vereinigten Sozialdemokratischen Partei für den Bezirk Neuss-Grevenbroich« Nr. 8 vom 10. Januar 1923 »Vor der Besetzung des Ruhrgebiets« und Nr. 9 vom 11. Januar 1923 »Die Besetzung vollzogen« wird eine nüchterne Bestandsaufnahme, ohne nationalistischchauvinistische Ausfälle vertreten. Hier wird gewarnt, von deutscher Seite »die Herverkörung der starken Faust zu predigen (10. Januar). Und im Artikel am 11. Januar heißt es: »Soweit die vereinigte Sozialdemokratie in Frage kommt, ist ihre Auffassung klar und gegeben. Sie tritt einem außerdeutschen Militarismus entgegen, wie sie ihn im Innern bekämpft« und es wird darauf hingewiesen, daß die Ruhrbesetzung »Milliarden verschlingt«, also ähnlich argumentiert wie später in den Artikeln Brauns in der *Volksstimme*. Es spricht einiges für die Vermutung, daß die zitierten Artikel in »Der freie Sprecher« von »Matthias Braun«, der dort als »verantwortlicher Redakteur« bezeichnet ist, von Max Braun sind; definitiv belegen läßt sich dies nicht, da die Artikel namentlich nicht gezeichnet sind.
- 17 *Volksstimme* Nr. 71 vom 24. März 1923 »Propaganda«.
- 18 Ludwig Heyde, Thomas, Albert, in: Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens, hrsg. von Ludwig Heyde, Berlin 1931/32, 2 Bände, Band 2, S. 1687.
- 19 Paul, Max Braun, S.29-31. Schon Anfang März 1923 haben sich die Fraktionen der Zentrumsparlei, der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei, der Liberalen Volkspartei und der Deutsch-demokratischen Partei im Landesrat an das Internationale Arbeitsamt beim Völkerbund gewandt, um die Lage im Saargebiet zu besprechen; *Volksstimme* Nr. 54 vom 5. März 1923 »Der Bergarbeiterstreik«.
- 20 *Volksstimme* Nr. 221 vom 23. September 1925 »Reichsparteitag und sozialdemokratische Saarpolitik«.
- 21 So erhob z.B. der frühere Geschäftsführer der *Volksstimme* Johann Feld gegenüber Max Braun den Vorwurf der landesverräterischen Tätigkeit, vgl. SZ Nr. 59 vom 1. März 1925, »Aus dem Parteileben«, dazu auch *Volksstimme* Nr. 51 vom 2. März 1925 »Mann über Bord!«. Eine vom SPD-Partei Vorstand eingesetzte Untersuchungskommission zur Klärung der Vorwürfe kam zu dem Ergebnis: »Die von Feld aufgestellten Einzelbehauptungen haben sich zum Teil als harmlos, zum Teil als den Tatsachen nicht entsprechend erwiesen. Was die allgemeine Tendenz des Blattes anbelangt, von der Feld behauptet, daß »sie von vielen Seiten als landesverräterisch empfunden worden sei«, hat sich die Kommission davon überzeugt, daß diese Behauptung als haltlos zu bezeichnen und daß gerade in der großen Linie deutscher Politik vom sozialdemokratischen Standpunkt aus die Haltung als einwandfrei zu betrachten ist«; *Volksstimme* Nr. 84 vom 9. April 1925 »Erklärung«; LAS, Nachlaß Max Braun Nr. 1, S. 9ff., 17ff. Paul, Max Braun, S.52ff.
- 22 Ohne Bezug zu Max Braun: Rainer Behring, Demokratische Außenpolitik für Deutschland. Die außenpolitischen Vorstellungen deutscher Sozialdemokraten im Exil 1933-1945 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Herausgegeben von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien Band 117), Düsseldorf 1999, wie auch Willy Buschak, Die Vereinigten Staaten von Europa sind unser Ziel. Arbeiterbewegung und Europa im frühen 20. Jahrhundert, Essen 2014; vgl. aber: Gerhard Paul, Max Braun. Vorkämpfer der deutsch-französischen Verständigung und früherer Europäer, in: Revue d'Allemagne 1988, S. 297-310.
- 23 Paul, Max Braun, 47f.; Klaus-Michael Mallmann, »Lieber republikanisch sterben als faschistisch verderben.« Zum Widerstand saarländischer Sozialdemokraten, in: Zehn statt tausend Jahre. Die Zeit des Nationalsozialismus an der Saar. Katalog zur Ausstellung des Regionalgeschichtlichen Museums im Saarbrücker Schloss, Saarbrücken 1988, S.170-185.
- 24 *Volksstimme* Nr. 97 vom 27. April 1925 »Das Unglaubliche wird Ereignis!«.
- 25 SAS, Bestand: GOB.1 Nr.7373 Beschlußbuch Stadtverordneten-Versammlung der Stadt Saarbrücken 26.1.1926–24.4.1928, S. 244. In der Stadtverordnetenversammlung vom 15. November 1927 wurde die Umbenennung mit 25 gegen neunzehn Stimmen beschlossen. Der Kommentar Brauns in der *Volksstimme* Nr. 266 vom 15. November 1927, 2. Beilage »Ein Schildbürger-

- streich« und Nr. 267 vom 17. November 1927 »Die Saarbrücker Stadtväter beschließen«.
- 26 Der Vortrag wurde am 9. März 1931 gesendet, vgl. die Ankündigung in *Volksstimme* Nr. 57 vom 9. März 1931.
- 27 Max Braun, Saar und Völkerbund, in: Die Saarfrage, herausgegeben von Georg Wilhelm Sante, Saarbrücken 1931, S. 77-84 (84).
- 28 Vgl. z.B. Theobald Tiger (Pseudonym für Kurt Tuckolsky), Sie besudeln ihr eigenes Vaterland. Saarverrat des Hakenkreuzes? Matz Braun ohne Maske. Eine Dokumentensammlung, Berlin 1934. Es ist eine zentrale Erkenntnis von Ludwig Linsmayer, Politische Kultur im Saargebiet 1920-1932. Symbolische Politik, verhinderte Demokratisierung, nationales Kulturleben in einer abgetrennten Region (Saarland-Bibliothek Band 2), St. Ingbert 1992, daß die Sozialdemokratische Partei die einzige im Saargebiet der Völkerbundzeit war, die die politischen Werte der Weimarer Republik öffentlich vertreten und verteidigt hat.
- 29 Die kommunalpolitische Tätigkeit von Max Braun blieb bisher in der Literatur völlig unbeachtet.
- 30 Max Braun stand auf Platz 12 des Wahlvorschlags der SPD zur Stadtratswahl im Juli 1926 in Saarbrücken, die SPD erhielt dreizehn Sitze. *Volksstimme* vom 7.-13. Juli 1926.
- 31 Vgl. als Überblick: Paul Burgard und Ludwig Linsmayer, Von der Vereinigung der Saarstädte zum Abstimmungskampf (1909-1935), in: Geschichte der Stadt Saarbrücken, Band 2. Von der Zeit des stürmischen Wachstums bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Rolf Wittenbrock im Auftrag der Stadt unter Mitwirkung von Marcus Hahn, Saarbrücken 1999, S.131-242 (164ff.).
- 32 Die sozialpolitischen Aktivitäten der SPD-Stadtratsfraktion werden hier nicht im Einzelnen nachgewiesen und bleiben einer gesonderten Veröffentlichung vorbehalten.
- 33 Auf die zahlreich nachweisbaren Versuche der »Deutschen Front« und der NSDAP führende Sozialdemokraten, vor allem Funktionäre der freien Gewerkschaften auf ihre Seite zu ziehen und Max Braun durch politische Intrigen zu Fall zu bringen, z.B. in der sog. Klopfer-Affäre, kann hier nicht eingegangen werden, vgl. Paul Siegmann, Vor vierzig Jahren. Der Kampf um den 13. Januar 1935. Tagebuchauszüge, in: ZGS 22 (1974), S.234-325 (244,258). Patrik von zur Mühlen, »Schlagt Hitler an der Saar!« Abstimmungskampf, Emigration und Widerstand im Saargebiet 1933-1935 (Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte Band 7, Herausgeber: Kurt Klotzbach) Bonn 1978, S. 87ff.
- 34 SAS, Bestand: GOB.1 Nr.7475 Beschlußbuch der Stadtverordneten-Versammlung der Stadt Saarbrücken 30.9.1930-20.6.1933, S.477, »Die Versammlung wählt die Vorgeschlagenen«, des Jugendbeirates, J.H., »mit Ausnahme des Stadtverordneten Braun, dessen Wahl wird gegen die Stimmen der Linken abgelehnt.«
- 35 Ebenda, S. 484f., vgl. auch für die Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung vom 28. November 1933 SAS, Bestand: GOB.1 Nr. 7476 Beschlußbuch der Stadtverordneten-Versammlung der Stadt Saarbrücken bis Juli 1935, S. 49-51; »...zu dem vorgetragenen Vorschlag der Fraktionen der Deutschen Front und der SPD für die Neubesetzung der Kommissionen...« erklärt der Sprecher der Fraktion der Deutschen Front, »daß seine Fraktion der von der sozialistischen Fraktion vorgeschlagenen Wahl des Stadtv. M. Braun zum Mitglied verschiedener Kommissionen ablehnen muß, dagegen den übrigen Vorschlägen zustimmen wird« (S. 49); die Wahl von Max Braun als städtischer Vertreter in den Aufsichtsrat der Flughafengesellschaft »lehnt die Versammlung mit Stimmenmehrheit ab.« (S. 51).
- 36 *Volksstimme* Nr. 121 vom 26. Mai 1933 »Schlußbericht der Stadtratssitzung vom 23. Mai«. Herzog attestiert Neikes zwar eine »zunehmende Anpassung an die inzwischen erfolgte nationalsozialistische Machtübernahme in Deutschland«, geht aber auf die Ausbootung von Braun durch Neikes nicht ein; Thomas Herzog, Geschichte der Elektrizitätsversorgung des Saarlandes unter besonderer Berücksichtigung der Vereinigten Saar-Elektrizitäts-AG. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Saarlandes. (Veröffentlichung der Kommission für Landesgeschichte und Volksforschung XVII), Saarbrücken 1987, S.176.
- 37 *Volksstimme* Nr. 150 vom 1. Juli 1933 »Der Neikes-Terror«. Zu Neikes vgl. Fritz Jacoby, Oberbürgermeister Hans Neikes, eine bedeutende Persönlichkeit im Saargebiet, in: ZGS 19 (1971), S.497-508. Jacoby stellt fest, daß Neikes »die freiwillige ›Gleichschaltung‹ der saarländischen Bevölkerung« ohne wenn und aber unterstützt hat und »dabei in erster Linie den Kampf gegen die Sozialdemokratie und ihren Führer Max Braun« unterstützte (S. 505). Vgl. auch Peter Wettmann-Jungblut, Die Gesichter des Abstimmungskampfes, Hans Neikes, Kommunalpolitik in nationaler Mission, in: Ludwig Linsmayer (Hg.), Der 13. Januar. Die Saar im Brennpunkt der Geschichte (Echolot, Historische Beiträge des Landesarchivs Saarbrücken Band 1), Merzig o.J., S.263-275. Neikes war während seiner (Ober-)Bürgermeisterzeit in Saarbrücken einer der bedeutendsten Vertreter nationalistisch-chauvinistischer Saarpolitik und 1933-1935 offensiver Unterstützer der nationalsozialistischen Saarpolitik. Seine Biografie ist deutlich kritischer als bisher zu sehen. Max Braun berichtet schon Mitte der 1920er Jahre von Verleumdungsversuchen durch Neikes ihm gegenüber, LAS, Bestand Nachlaß Max Braun Nr. 1, S.16f.

- 38 SAS, Bestand: GOB.1 Nr. 7475, S.485. Daß speziell der SPD-Vorsitzende Max Braun ausgegrenzt werden sollte, ergibt sich auch daraus, daß die Stadtverordneten-Versammlung erst knapp ein Jahr später in der Sitzung am 20. April 1934 einen entsprechenden Boykott gegen die kommunistische Arbeiterzeitung beschließt, SAS, Bestand: GOB.1 Nr.7476, S. 114.
- 39 Stenographische Berichte der Verhandlungen des Deutschen Reichstags vom 23. März 1933 www.reichstagsprotokolle.de/Blatt2_w8_bsb00000141_00036.html, S.32ff.
- 40 Ebenda, S.35. Vgl. auch *Volksstimme* Nr. 71 vom 24. März 1933, Leitartikel von Max Braun »Unsere Antwort an Hitler«.
- 41 SAS, Bestand: GOB.1 Nr.7476, S.115ff. Die nationalsozialistischen Funktionsträger wurden durch einstimmigen Stadtratsbeschluß vom 3.4.2001 aus der Liste der Ehrenbürger gestrichen, Peter Luy, Saarbrücken Ehrenbürgerbuch, S.10.
- 42 Im Vortrag wurde der Widerstand von Max Braun gegen den Nationalsozialismus nach 1935 nicht behandelt. Vgl. Paul, Max Braun, S.101ff.; Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann, Milieus und Widerstand. Eine Verhaltensgeschichte der Gesellschaft im Nationalsozialismus (Widerstand und Verweigerung im Saarland 1933-1945 Band 3, hrsg. von Hans-Walter Herrmann), Bonn 1995, S. 224ff.; Joachim Heinz, Sozialdemokratie und Kommunisten 1933 bis 1945 im Saarland. Ein Überblick, in: Hans-Christian Herrmann und Ruth Bauer (Hrsg.) Widerstand, Repression und Verfolgung. Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus an der Saar (Geschichte, Politik und Gesellschaft. Schriftenreihe der Stiftung Demokratie Saarland Band 14), St. Ingbert 2014, S.187-211 (195 ff.).
- 43 Gerhard Paul, »Deutsche Mutter, heim zu Dir!«. Warum es mißlang, Hitler an der Saar zu schlagen. Der Saarkampf 1933 bis 1935, Köln 1984, S.163ff.
- 44 *Volksstimme* Nr. 27 vom 1. Februar 1934 »Ein Dokument der Saar-Nazi-Schande«.
- 45 Vgl. als eine der ersten Meldungen dieser symbolischen Hinrichtungen, *Generalanzeiger für das Saargebiet* Nr. 80 vom 2. Oktober 1933 »Max Braun wird gehängt«. Als Foto vgl. Joachim Heinz, Hans-Joachim Kühn, 150 Jahre Sozialdemokratie an der Saar. Begleit- heft zur gleichnamigen von Joachim Heinz und Hans-Joachim Kühn unter Mitarbeit von Bernd Rauls, Carmen Oschmann und Rudolf Strumm erarbeiteten Ausstellung (Stiftung Demokratie Saarland Dialog 21) Saarbrücken 2013, S. 80.
- 46 Paul, Max Braun, S. 76ff.; Joachim Heinz, Zum Abstimmungskampf an der Saar 1933-1935, in: ZGS 38/39 (1990/91), S.118-147 (139).
- 47 Heinrich Küppers, Johannes Hoffmann (1980-1967). Biographie eines Deutschen (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte. Im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung herausgegeben von Günter Buchstab, Klaus Gotto, Hans Günter Hockerts, Rudolf Morsey und Hans-Peter Schwarz, Band 54), Düsseldorf 2008.
- 48 Zum Überblick: Linsmayer, Der 13. Januar; Dieter Marc Schneider, Max Braun, in: Saarländische Lebensbilder Bd. 2. Hrsg. von Peter Neumann, Saarbrücken 1984, S. 307-336; Joachim Heinz, »Haltet die Saar Genossen«. Die Saarländische Arbeiterbewegung im Kampf gegen Hitler bis 1935, in: 13. Januar 1935. Der Kampf um die Saar – 70 Jahre danach. Dokumentation einer Vortragsreihe (Stiftung Demokratie Saarland DIALOG Nr.12), Saarbrücken 2005, S. 7-29; Patrik von zur Mühlen, »Schlagt Hitler an der Saar!«.
- 49 Neuerdings Dietmar Hüser, Saarland – Eine europäische Geschichte: Die Volksabstimmungen am 13. Januar 1935 und 23. Oktober 1955, in: ZGS 63 (2015), S.11-25 (13-19); A. Wegener, Die »saarländische Sphinx«. Zur Interpretation der Saarabstimmung 1935, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 20 (1994), S.273-317; Klaus-Michael Mallmann, Gerhard Paul, Ralph Schock, Die saarländische Sphinx. Lesarten einer Regionalgeschichte, in: Klaus-Michael Mallmann/Gerhard Paul/Ralph Schock/Reinhard Klimmt (Hrsg.) Richtig daheim waren wir nie. Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815-1955, Berlin/Bonn 1987, S.264-273.
- 50 Das Verhalten der katholischen Kirche rechtfertigt und verharmlost Küppers, Johannes Hoffmann; vgl. meine Besprechung, in: ZGS 61/62 (2008/2009), S. 237-246.
- 51 Gerhard Paul, Max Braun, S. 35; Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bestand: Emigration Sopade Box 19, Mappe 161: Otto Wels, Bericht über die Reise nach Saarbrücken, S. 8.
- 52 Dieser Vorwurf wurde gegen die gesamte Status-quo-Bewegung gemacht, vgl. Heinz, Zum Abstimmungskampf, S. 141f.; Peter Lempert, »Das Saarland den Saarländern!«. Die frankophilen Bestrebungen im Saargebiet 1918-1935 (Kölner Schriften zur Romanischen Kultur. Herausgegeben von Peter-Eckhard Knabe, Band 3), Köln 1985, S. 200ff.
- 53 Paul, Max Braun, S. 101 ff; Ursula Langkau-Alex, Deutsche Volksfront 1932-1939. Zwischen Berlin, Paris, Prag und Moskau, drei Bände, Berlin 2004/2005.



Berge versetzen

Otto Freundlich, Inspirator der »Straße des Friedens«, wird mit einer großen Retrospektive geehrt

Von Stefan Ripplinger

Der Erinnerung an Friedrich Gräsel

Am Ende wurde der Staatenlose fast zu einem Saarländer. Das kam zwar viel zu spät, nämlich 35 Jahre, nachdem die Deutschen den alten Mann in Sobibor ermordet hatten. Und doch hat es einen guten Sinn, daß gerade das Saarland es war, das ihn für sich entdeckt hat, eben weil es, wäre die Geschichte ein wenig anders verlaufen, zu einem Eckstein Europas und, warum nicht, jener Internationale hätte werden können, die ihm am Herzen lag und die von den Nationalisten bis heute verlacht und verfemt wird. Aber an Utopien läßt sich nicht rütteln.

1978, hundert Jahre nach seiner Geburt, hatte es jedenfalls den Anschein, als ob der damals fast vergessene Künstler Otto Freundlich endlich wieder Fuß fassen würde, ausgerechnet in St. Wendel. Der Bildhauer Leo Kornbrust, dessen Frau, die Dichterin Felicitas Frischmuth, und Dutzende Künstler aus aller Herren Länder machten sich daran, Freundlichs Skulpturenstraße zu bauen. Sie durchstößt wie alles im Werk dieses Mannes die Grenzen, sie widersetzt sich dem Gang der Zeit und ist vor allem ein kühner Entwurf. Entwürfe müssen nicht unbedingt verwirklicht werden, aber ihre Größe ermißt nur, wer es tut.

Von Norden nach Süden sollte die Skulpturenstraße als »Weg der Brüderlichkeit« gehen, von West nach Ost als »Weg der menschlichen Solidarität, in der Erinnerung an die Befreiung«. In einer idealen Mitte sollten sich beide Wege treffen, in Auvers-sur-Oise, wo Vincent van Gogh begraben liegt. Freundlich kannte das Dorf seit 1930. Dort sollte sich, nicht unähnlich Tatlins gewaltigem, nie gebautem Turm, ein begehbares Monument erheben, der »Leuchtturm der sieben Künste«; das sind Architektur, Bildhauerei, Bildende Kunst, Musik, Theater, Literatur und

Film. Also auch für dieses Fanal im Zentrum wünschte sich der Künstler eine Überschreitung der Grenzen, diesmal der Gattungen.

Heute verläuft die »Straße des Friedens« von Moskau nach Paris, von Berlin bis nach Saint-Paul-de-Fenouillet, wo der gejagte und bald verratene Mann sein vorletztes Versteck gefunden hatte. Noch immer fehlt das Kernstück, der Kreuzungspunkt am Grab Van Goghs, von dem Freundlich gesagt hat, er habe die Gabe besessen, »Berge zu versetzen«: »So wird sein Werk als die unvergängliche Manifestation einer Weltreligion bestehen bleiben, zu der sich die Menschheit eines Tages in ihrer Gesamtheit erheben muß.«¹ Kleiner machte es Freundlich grundsätzlich nicht. Er saß, arm wie eine Kirchenmaus, in seinem Pariser Atelier und malte sich die geistige Weltrevolution aus – die geistige Revolution als einen Teil der gesellschaftlichen, selbstverständlich, er war Kommunist. Und doch erinnert sein Kommunismus ein wenig an den »communisme de pensée«, der Dionys Mascolo vorschwebte.² Mit der Befreiung des Proletariats war es Freundlich nicht getan, es ging ihm um die Aufhebung aller Grenzen »zwischen Welt und Kosmos, zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mein und Dein, zwischen allen Dingen, die wir sehen«.³

Das erschien schon den Zeitgenossen, von denen noch viele Anhänger der Revolution waren, ja gerade den Revolutionären zu revolutionär oder einfach weltfremd. John Heartfield spottete, selbst die »logischsten Farbgedanken« Freundlichs würden nicht imstande sein, »auch nur ein Dutzend Arbeiter« zu mobilisieren.⁴ Doch bestand eben darin das Eigenartige an Freundlich, daß er die Arbeiter mit logischen Farbgedanken in ihrem Kampf befeuern wollte, das war sein »Kosmischer Kommunismus« und damit fiel er aus dem Schema.

An kosmischen Künstlern hat es nämlich zu Beginn des Jahrhunderts, von Rudolf Bauer bis Paul Klee, nicht gefehlt, aber ihr Kosmos war ein innerlicher. An kommunistischen Künstlern fehlte es, von Conrad Felixmüller bis Otto Nagel, ebensowenig, doch waren sie mehr an irdischen als an kosmischen Begebenheiten interessiert. Freundlich schloß beides, das Kosmische und das Kommunistische, zusammen und wurde damit, vielleicht neben seinem Freund Stanislaw Kubicki, zum einzigen Kosmischen Kommunisten der Zeit, zu einem der ganz wenigen sozialistischen Abstrakten auch, die die Abstraktion nicht neben ihrer politischen Arbeit trieben, sondern deren wesentliche politische Arbeit aus abstrakter Kunst besteht. Der Philosoph Alexandre Kojève hat gesagt, sein Onkel, der Maler Wassily Kandinsky, sei »der Bolschewismus in der Kunst.«⁵ Aber das gilt für Freundlich umso mehr, der übrigens Kandinsky recht gut gekannt hat, wie auch die Arps, die Delaunays, Matisse, Vantongerloo, eigentlich alle.

Bolschewismus in der Kunst, wie soll sich das einer vorstellen? Bei Freundlich marschieren keine Komsomolzen, ackern keine Kolchosebauern und fliegen noch keine Kosmonauten. Man nehme eines der sehr wenigen seiner Werke, die überhaupt etwas Konkretes durchscheinen lassen, sein Gemälde »Mon ciel est rouge« von 1933. Da mag man oben die rote Fahne der KP und unten die schwarze der Anarchisten wiedererkennen. Aber es ist eben doch viel mehr als die extrem schematische Darstellung einer zeitgenössischen Demonstration. Die beiden Fahnen sind in viele rechteckige Kompartimente geteilt, deren Farbhelligkeit abgestuft ist. Die Fahnen laufen – wie vom Wind gebauscht – kurvig aus und schmiegen sich so in die unterschiedlich stark getönten weißen, grauen, grünen, blauen, roten, schwarzen Farbfelder ringsumher.

Sowohl die Aufteilung der gesamten Bildfläche in einzelne monochrome Abschnitte als auch deren häufige Kurvigkeit sind ty-

pisch für das reife bildnerische Werk von Freundlich. Die Reaktion der Farben aufeinander, ihre Verläufe und die durch die Kurven erzeugten Wellenbahnen erzeugen einen enormen Schwung, einen Energiefluß, der über die gesamte Bildfläche läuft und idealerweise in sich zurück, wie ein Perpetuum mobile. Das ist der einfache, aber bezwingende Bildgedanke Freundlichs: Er nimmt das starrste Bild-Element überhaupt und macht es zum Teil einer großen, kollektiven Bewegung. Das ist sein politischer Sinn.

Denn betrachtet man Freundlichs simpelsten Baustein, das einfarbige Rechteck, sieht er aus wie ein Grundstück aus der Vogelperspektive, also wie das Urbild des Privateigentums. Da stellt sich der Bourgeois sein Eigenheim drauf und spart auf den Pool. Indem nun aber die einzelnen Abschnitte kurvig sich aneinanderfügen und dank der unterschiedlichen Farb- und Energiebelegung aufeinander reagieren – »Die Farbe wechselt gewissermaßen ihren Zustand«⁶, schreibt Joachim Heusinger von Waldegg –, wird aus dem Ensemble der Privatbezirke das Modell einer »offenen Gemeinschaft«. Diese offene Gemeinschaft leitet er nicht aus irgendeiner blumigen Politfabel, sondern strikt aus seiner wahrnehmungspsychologisch informierten Ästhetik ab: »Für das Auge ist jede Farbe ein Element, für den aktiven und schöpferischen Bildner aber eine Summe von Elementen, von denen jedes wieder teilbar, also eigentlich gar kein Element ist. Die Farbe wurde dadurch eine Vermittlerin und Sichtbar-Macherin der Freiheit überhaupt und vollzog in der Geschichte zum ersten Mal die gewaltige Revolution, sich und damit die Kunst von jeder religiösen und politischen Diktatur zu befreien. Sie weiß, daß den Arbeitermassen, die durch ihre eigne Diktatur hindurchgehen müssen, diese Diktatur nur ein notwendiger Durchgang ist, an dessen Ende die, von keiner Diktatur beherrschte, freie und internationale menschliche Gemeinschaft steht.«⁷



Wohlgemerkt: Die Farbe weiß es. Sie selbst, nicht der Künstler, sieht das befreite Kollektiv voraus. Über diese Zeilen kann einer gar nicht lange genug nachdenken. Sie erklären, was Freundlich mit der Kunst Van Goghs verbindet, die seiner eigenen doch so unähnlich ist: die Farbe, die Farboxplosion. Bei Freundlich ist es keine spontane, sondern – wie die Pläne und Vorzeichnungen beweisen – minutiös geplante Explosion, gleichwohl ist er ein Ekstatiker, jede seiner Zeilen beweist es.

Sein revolutionärer Gebrauch der Farbe verbindet ihn auch mit dem Ehepaar Sonia und Robert Delaunay und ihrem Orphismus, der sonst in Deutschland kaum Anhänger hat. Aber auch hier, trotz einiger Parallelen, deutliche Unterschiede: Freundlich sucht, anders als die der Delaunays, nicht den »Simultankontrast«, also den heftigen Zusammenprall benachbarter Farbfelder, sondern organisiert sich in Abstufungen, Bahnen, Verläufen. Anders auch als die Farbkunst des Expressionismus aller Zeiten zirlt seine Farbe nicht, sie spritzt nicht, fuchtelt nicht, klumpt nicht, sondern bleibt mönchisch in ihrer Zelle. Sie ist, wenn auch pastos aufgetragen, flach. Für Bewegung, für Freiheit, für Aufbruch sorgt allein der dynamische Zusammenhang, das Kollektiv.

Freiheit vermittelt Freundlich's Farbe gerade deshalb, weil sie sich in einer unfreien Form befindet: dem Rechteck oder auch dem halben Spitzbogen. Zwei, drei, viele unfreie Formen befreien sich hier gegenseitig. Kurz, Freundlich's Farbfläche ist dialektisch gedacht. Obwohl ein scharf umrissenes Element, bleibt sie unendlich teilbar, obwohl abgegrenzt, überschreitet sie Grenzen, obwohl auf den ersten Blick strikt zweidimensional, evoziert sie im Zusammenhang die vier Dimensionen der Albert-Einsteinschen Raumzeit.

So gesehen oder vielmehr so bedacht – denn es sieht wohl keiner auf den ersten Blick –, ist Freundlich's Fläche komplexer noch als die Kuben Picassos und seiner Getreuen, die er bereits 1908 kennen lernt, als er im Bateau-Lavoir ein Atelier bezieht. Zwar wollen auch die Kubisten die Raum-Illusion vermeiden, können ihr am Ende aber doch nicht ausweichen. Es ist immer ein wenig Trick, ein wenig Theater im Kubismus. Nicht bei Freundlich. Seine Farbflächen erzeugen ihre Bewegung nicht per Illusion, sondern in

der Praxis des angeregten Auges. Es ist der Betrachter selbst, der bei ihm zum »aktiven und schöpferischen Bildner« wird, indem er sich von der Farbe führen läßt, die ihm am Ende auch die Lehre des freien Kommunismus verkündet. Hoffentlich.

Der Ursprung dieses Kunstdenkens liegt nicht in den Avantgarden, obwohl Freundlich wirklich alle gekannt hat. Sie liegt auch nicht im 19. Jahrhundert, sondern im 13., in der Kathedrale von Chartres, in der Blüte der Gotik.

Die Geschichte klingt wie eine Legende und schlägt sich doch in überprüfbar-künstlerischen Ergebnissen nieder: Im März 1914 zieht Freundlich in den Nordturm der Kathedrale, er hilft bei Restaurierungen mit, beschäftigt sich aber vor allem mit der berühmten Glasmalerei von Chartres. Der knapp halbjährige Aufenthalt, abgebrochen vom Krieg, wird zu seinem Erweckungserlebnis. Freundlich ist einer jener raren Materialisten, die über Antennen ins All verfügen und des Stoffs gerade deshalb inne werden, weil sie noch etwas anderes kennen als den Stoff.

Die bemalten Fenster, die Freundlich in Chartres studiert, faszinieren ihn nicht nur ihrer Farbenglut wegen. Diese Fenster sind ihm zuerst und vor allem transluzente Medien, die ihn als Betrachter im Innern der Kirche mit dem Himmel über ihr vermitteln, sie sind sein Durchgang zum Kosmos. Sie sind aber auch ein abstraktes Spiel. Wer Kirchenfenster in Ruhe betrachtet hat, kennt das Phänomen: Das sich verändernde Tageslicht, das aus unterschiedlichen Winkeln, mal punktuell, mal diffus, mal stark, mal schwach auf das Fenster trifft, setzt dessen Bemalung in Bewegung. Jede Farbe, jede Figur, jedes Teilstück reagiert anders auf das Licht, manches tritt hervor, manches tritt zurück und alles scheint zu pulsieren.

Diese Erfahrung ist es und nicht etwa die Begegnung mit einem geschlossenen Weltbild, einer stabilen Architektur, die Freundlich anregt. Er ist keineswegs einer der von der modernen Zivilisation zermürbten Menschen, die Zuflucht in der Ordo des Mittelalters suchen. Gerade im Gegenteil entdeckt er in den Glasfenstern von Chartres die Dekomposition, die Auflösung. Seinem Freund, dem portugiesischen Meister Amadeo de Souza-Cardoso, teilt er am 6. Juli des Jahres

aus Chartres mit: »La vie est une fleuve éternelle vers sa négation, mais cette négation doit être voulue et joyeuse. Félicitez-moi à cette découverte, qui s'appelle: la décomposition est plus mystérieuse que la composition.«⁸

Souza-Cardoso hat in den wenigen Jahren, die ihm noch bleiben, diese Lehre beherzigt, und für Freundlich bleibt sie wegweisend: Nicht der geschlossene, sondern der offene Raum, der Kosmos ist Ziel der Kunst, der Raum-in-der-Zeit, der zugleich die Auflösung alles Festen, Greifbaren, also allen Privatbesitzes, nach sich zieht. Fünf Jahre später – inzwischen hat er den Fehler eingesehen, sich als Freiwilliger in die Armee einzuschreiben, und hat in der Novemberrevolution gekämpft – ergänzt Freundlich: »Ein Krankes, Sterbendes ist das Feste, ohne die Lebensluft einer ständigen Auflösung in den Raum. Décomposition, ein Wort mit kosmischer Gebärde; nahe ist diese Gebärde, neben den Wesen beginnt sie (...).«⁹

Der Kosmos als offener Raum ist also nicht der bestirnte Himmel über uns, das uns Un-erreichbare, das Abgespaltene, Verlorene und Leere, sondern beginnt direkt neben uns und vor uns. Freundlichs Kunst beschreibt die utopische Bewegung aus der muffigen Situation, in die wie eingezwängt sind, ins All hinaus, die Kluft zwischen Hier und Dort, Dein und Mein überflügelnd. Was philosophisch gedacht ist, ist immer auch politisch gemeint. Denn wie sich Subjekt und Objekt gegenüberstehen, so stehen sich Besitzender und Besitz gegenüber. Alles, was ich greifen kann, kann ich in Besitz nehmen. Indem ich es aber in Besitz nehme, verdingliche ich es und nehme es aus der Bewegung heraus.



Kosmischer Kommunismus bedeutet deshalb, Besitz gegen Bewegung, Verdinglichung gegen Auflösung einzutauschen. Zu beseitigen sind, schreibt Freundlich in der *Aktion*, die »Gewohnheiten des Besitzes«, die in der Wahrnehmung selbst anfangen, nämlich damit, daß der kapitalistische Geist die »gesamte Welt der Erscheinungen zu lauter von ihm besessenen Objekten gemacht« habe und das »Eigenleben dieser Objekte« ebenso wie das Eigenleben der Menschen ignoriere. Das »Eigenleben« – das ist für ihn viel mehr als ein *élan vital*, es ist der »ewige Fluß der Auflösung entgegen«, von dem er Souza-Cardoso geschrieben hat, die ewige Dekomposition. Er notiert in diesem Artikel deshalb auch, gegen die Anfeindungen von Heartfield und anderen: »Ich fürchte mich vor dem Zerbrochenwerden nicht, denn ich zerbreche mich selbst dauernd.«¹⁰

Im Jahr, in dem dieser Artikel erscheint, 1924, übersiedelt er nach Paris und gibt den Behörden als Beruf »Glasmaler« an. Das ist nicht etwa Bescheidenheit, sondern Wunsch-

denken. Er wäre nichts lieber geworden als Glasmaler, steht in Verbindung mit Gottfried Heinersdorff, dem Pionier einer neuen Glaskunst. Verführerisch an ihr ist für Freundlich, dass sie Kunsthandwerk, kollektive, anonyme und damit Zukunftskunst ist. Dieser Aspekt hat eine ganze Generation von Künstlern, insbesondere von Künstlerinnen vor dem Ersten Weltkrieg zu Glasmalerei und Mosaiken, Teppichen, Tapeten, Kleidung oder Möbeln hingezogen. Nicht etwa nur, um Geld zu verdienen, sondern um die bürgerliche Autonomie zu überwinden, die heute wieder den alleinigen Wertmaßstab abgibt. Kunsthandwerk ist häufig Zusammenarbeit (so hat Adya van Rees-Dutilh nach Freundlich Entwürfen abstrakte Teppiche geknüpft), und es ist hier Experiment. Aber es bleibt abhängig von Nützlichkeit und Nachfrage, und das ist Freundlich's Crux.

Von Anfang an tröpfeln die Aufträge für Freundlich's Glasmalerei nur, versiegen schließlich ganz. Er bleibt trotzig ein idealer, ein virtueller Glasmaler. Noch im Jahr seiner Ermordung meldet Freundlich seinem Freund Picasso, daß Entwürfe für große »Rosetten«, moderne Antworten auf die gigantischen Ornamente von Chartres, entstanden seien. Seine Kunst ist Glasmalerei ohne Glas. Denn die Formen sind ausgeschnitten wie von einem Glaskünstler. Die Gemälde brauchen keine Bleistege, aber verfahren gerade so komponierend-dekomponierend, wie es Freundlich sich in Chartres abgeschaut hat.

Komponierend-dekomponierend ist auch seine Skulptur, die sein kosmisch-kommunistisches Programm übrigens vor eine nicht geringe Herausforderung stellt. Denn wie einem tonnenschweren Block Bronze die Dinglichkeit austreiben? Freundlich demonstriert mit »Ascension« (1929), wie das geht. Die Skulptur erzeugt eine Aufwärts-

und eine Abwärtsbewegung, sie ist das Perpetuum mobile, das auch seine Gemälde sein wollen. Auffällig ist, daß die organische Formen gerade nicht aus einem Guß sind wie bei seinem Freund Jean Arp, sondern sich hier aus wenigstens drei starken Komponenten zusammensetzen. Das gibt der ganzen Konstruktion etwas



Unstabiles, Unfestes, die »Lebensluft einer ständigen Auflösung in den Raum«.

Die komponierende Technik – das zusammengesetzte Ganze als potenziell Unendliches – hat er aber bereits bei vielen früheren, noch figurativen Skulpturen angewendet. Schon der »Kopf« von 1912 zerfällt die entfernt menschlich wirkende Gestalt in einzelne Bögen – den konkaven Bogen des Kinns, den konvexen Bogen der Nase, die kleineren Bögen der Brauen usw. –, dekomponiert sie so, aber macht sie auch zum Teil einer weiteren, hügeligen Landschaft. An isolierten Individuen zeigt Freundlich niemals Interesse, wie

die romanische und gotische Kunst geht er immer aufs Verallgemeinerbare, aufs Allgemeingültige, aufs Ganze aus.

So konnte er aber nicht verstanden werden, weder von den Liberalen, die sich strikt weigern, übers unternehmerische Individuum hinauszudenken, noch von den Nazis, die nicht offene Gemeinschaften, sondern soldatisch geschlossene, hierarchisch gegliederte Massen formieren wollen. Die Feindschaft der Nazis war, so fatal sie sich auswirkte, eine Ehre, auf der Oskar Maria Graf bestand, als er ausrief: »Verbrennt mich!«¹¹ Freundlich's »Großer Kopf« erschien auf dem Titel der Broschüre zur Ausstellung »Entartete Kunst«, die 1937 in München öff-

nete und dann durch Deutschland tourte, um die »Spießer das Gruseln zu lehren«,¹² wie Julia Friedrich, die Kuratorin der Kölner Retrospektive, schreibt.

In einer aufregenden Recherche berichtet Mandy Wignanek vom Schicksal dieser Skulptur, die von den Nazis und ihrer gleichgeschalteten Presse für eine Darstellung eines »Urwaldwesens« oder eines Juden¹³ gehalten wurde, mithin für einen Fremden, einen Eindringling, einen »Nafri«. Daß Freundlich Modernist und jüdischer Herkunft war, schien den Nazis zusammenzupassen. Der militante Willen, unter sich, im Homogenen und Harmonischen, zu bleiben und die Eruptionen oder auch nur Vibrationen der Moderne abzuweisen, ist aber keineswegs bei allen Faschisten Europas anzutreffen gewesen. Die italienischen Faschisten fanden Gefallen an futuristischen Bauten, die französischen gaben sich schöngestig-kosmopolitisch. Die Borniertheit war eine ursprünglich deutsche.

Unerklärlich bleibt allerdings, wie Freundlich nach dem Weltkrieg so sang- und klanglos untergehen konnte. Seine Gemälde sind der in den fünfziger Jahren gefeierten École de Paris nicht unähnlich, kamen aber nur mehr selten vor. Vielleicht wurde, im Zuge der Nivellierung des Empfindens, sein Pathos für aufdringlich gehalten, vielleicht wurden seine anspruchsvollen Theorien nicht verstanden. Während dieser Zeit sind Kommunisten aufs neue verboten und verdrängt worden. Wie auch immer es kam, Freundlich wurde in die Ecke gestellt, wohin er nicht gehört, bedenkt man nur, wie zukunftsweisend er politischen und künstlerischen Kampf verbindet. Doch sind die Zeiten des Kampfes möglicherweise vorüber, und den Zeiten der Resignation kann Otto Freundlich nicht dienen.

Otto Freundlich: Kosmischer Kommunismus. Museum Ludwig, Köln, 18. Februar bis 14. Mai; Kunstmuseum Basel, 10. Juni bis 10. September 2017. Der Katalog, herausgegeben von Julia Friedrich, ist bei Prestel erschienen, 352 S., 49,95 €.

Anmerkungen

- 1 Otto Freundlich, »Zu van Gogh's 40. Todestag« (1930), in ders., Schriften, hrsg. v. Uli Bohnen, Köln: DuMont 1982, S. 165f.
- 2 »Cela n'est pas donné. Cela se cherche, et se cherche d'abord semble-t-il, comme en rêve. (...) Cela, qu'il nous parut possible et juste, plus tard, de nommer un communisme de pensée, se cherche donc.« Dionys Mascolo, »Aux heures d'un communisme de pensée«, in ders., Entêtements, Paris: Jacob 2004, S. 129–139, hier S. 132.
- 3 Otto Freundlich, »Die schöpferische Macht im Kommunismus« (1921), in *Die Aktion*, 39/40/1921, und in ders., Schriften, a.a.O., S. 119–122, hier S. 122.
- 4 John Heartfield, *Weltbühne*, 1926, S. 434, erneut in ders., *Der Schnitt entlang der Zeit*, Dresden: Verlag der Kunst 1981, S. 143.
- 5 Alexandre Kojève, Tagebuch eines Philosophen, Aus dem Russischen von Simon Misal, Berlin: Matthes & Seitz 2015, S. 119.
- 6 Joachim Heusinger von Waldegg, »Otto Freundlich. »Mon ciel est rouge (1933). Zum Realitätsgehalt ungegenständlicher Malerei«, *Pantheon*, 46 / 1988, S. 131–141, hier S. 134.
- 7 Otto Freundlich, »Die Wege der abstrakten Kunst« (1934), in ders., Schriften, a.a.O., S. 188–194, hier S. 189.
- 8 Coleção Amadeo de Souza-Cardoso, Biblioteca de Arte, Fundação Calouste Gulbenkian, Lissabon.
- 9 Otto Freundlich, »Der Raum« (1919), in ders., Schriften, a.a.O., S. 106f., hier S. 107.
- 10 Ders., »Bekenntnisse eines Intellektuellen« (1924), *Die Aktion*, 1/2/1924, und ebd., S. 132–134, hier S. 132.
- 11 Oskar Maria Graf, »Verbrennt mich!«, *Arbeiter-Zeitung*, 12.05.1933, S. 1.
- 12 Julia Friedrich: »Abstraktion als Öffnung. Eine Einführung in die Ästhetik von Otto Freundlich«, in dies., Hrsg., *Otto Freundlich. Kosmischer Kommunismus*, München: Prestel 2017, S. 28–39, hier S. 28.
- 13 Mandy Wignanek, »Gefälschte Ikone. Der »Große Kopf« in der Propagandaausstellung »Entartete Kunst«, ebd., S. 206–215, hier S. 210.



Unklare Verwandtschaften

Von Vera Kattler

Ausschließlich nass in nass entstand die Serie dieser Tuschpinselzeichnungen, gemeinsam von der Künstlerin gelenkt und vom Zufall betreut. Den Prozess ihrer Entstehung bildete ein kurzes Zeitfenster, bestehend aus dem Anfeuchten und, damit verbunden, der Bewegung des Papiers, dem Einbringen der Tusche, dem Organisieren der Helldunkel-Verteilung, dem Eigensinn der wässrigen Tusche, mal hierhin, mal dahin zu verlaufen, beweglich bleibend und dabei intuitiv begleitet vom Pinsel, bis sie endgültig eingesogen wird vom Papier und beim Trocknen unkontrollierbar ausblüht. Dieser eher informelle Werkprozess bleibt je sichtbar und weist eine naturhafte Mannigfaltigkeit des Formalen auf, die ohne den produktiven Zufall nicht auszudenken, nicht herzustellen wäre. Kosmische Explosionen oder mikroskopische Gerinnungen treten auf, allerdings ins Gegenständliche integriert, da innerhalb der von der Künstlerin gewährten Kontur eines en face gegebenen Antlitzes und bei hoher Trennschärfe zwischen Figur und Grund.

Vera Kattlers »Unklare Verwandtschaften« lassen sich als Konsequenz aus ihren früheren Serien verstehen. Im Mittelpunkt stand dort bisher das Tier als porträthafte Gegenüber, das dem menschlichen Blick selbstbewusst Paroli bot, das uns sein Anderssein aus nächster Nähe entgegenhielt. Hier nun scheint das Fremde im menschlichen Antlitz auf. Die Erfahrbarkeit als Gegenüber ist mithin gegenüber der eines Tieres weiter intensiviert, als Gesicht und Büste, in prägnanten Schädeln von bisweilen grotesker Verzerrung wird die vertraute Nähe aber gleich wieder entzogen. Von der Gattung Porträt besetzte Grenzen werden überschritten, zum Tier wie zur Pflanze, auch zum Anorganischen, von der überzeichneten Karikatur zu den gueules cassées, den schrecklich verstümmelten Gesichtern

der den Ersten Weltkrieg doch überlebenden Soldaten. Der Blick aus dem Bild, sonst bei Vera Kattlers Werken von höchster Intensität, fehlt hier oft, manchmal sind die Augen geschlossen oder unser Blick fällt in leere Höhlen. Die Grenze zwischen Innen und Außen verschwimmt in Metamorphosen. Assoziationen an die bildgebenden Verfahren der Naturwissenschaften stellen sich ein, an Computertomographie, einen Scan lebenden Gehirngewebes, oder auch an in Formaldehyd schwimmende Präparate. In surrealistischer Tradition wird das gegenständlich Erkennbare im Verlauf des Betrachtens immer fremdartiger, die Oberfläche wandelt sich zum Innenleben, zum Abgrund, noch gesteigert durch die serielle Zusammenstellung. Die Bilder Vera Kattlers zielen auf die Neugier und das Unwohlsein beim nahsichtigen Betrachten des Fremden: Was gibt sich zu erkennen, im Dialog mit dem eigenen Anderen?

Bernhard Wehlen















Schlüsseltausch

Von Arno Schmidt

Da ist es sehr einsam, hinten an der Saar. Schluchten mit senkrechten Wänden aus triassischem Buntsandstein; haushohe Felskerle sperren den Weg, in rostroter Buschklepperrüstung, den riesigen Wackelstein als Schädel; (da kommen Berge, auf denen sollen Leute wohnen mit Ziegenfüßen; und wenn man hinüber ist, welche, die schlafen sechs Monate lang) – ich habe solche Stellen bei Herodot immer gerne gelesen. (Mein erstes Epos, «SATASPE.S»))

In das schläfrige Dörfchen, in dem ich damals wohnte, war ich eben von einem Waldgang zurückgekommen; die üblichen unsichtbaren Spinnewebe hatten knisternd mein bißchen Stirn überklebt, im Weiterkrümmen durch Gebüsch und Hartwuchs. Oben, zu beiden Seiten der Chaussee, stürmten die Weiden heran, Säbelbüschel über den Wirrköpfen; Wind duckte hierhin und dorthin; das Wetter schien umzuschlagen.

Dann saß ich erschöpft und zufrieden in meiner einen Stube; ziemlich möbelleer, aber ich kann zur Not den Schreibmaschinenkoffer als Kopfkissen nehmen, und mich mit der Stuentür zudecken. Außerdem denkt man besser bei wenig Geräten: mein Ideal wäre ein leeres Zimmer ohne Tür; zwei nackte Fenster, ohne Vorhänge, in deren jedem das magere Kreuz renkt – unschätzbar bei Himmelsorten wie morgens um vier; oder abends, wenn dürre rote Schlangenzungen der Sonne nachzischeln, (schon bogen sich meine Finger dementsprechend).

(Noch dies zur Erklärung: ich lebe von den Revenuen meiner Schreibmaschine. Meist süße Nichtigkeiten: Zeitungsbeiträge; Plaudereien; im Großen Brehm gibt es den Begriff des «Menageriebildes» – wo so zehn Tierarten zwanglos in einer paradiesischen Landschaft zusammen stehen – in der Art verfaßte ich also meine Artikelchen, «Von den Gelehrten, so böse Weiber gehabet. Wenn es hoch kam, einmal ein seriöses Nachtprogramm, «Fouqué und einige seiner Zeitgenossen». Kein schöner Beruf!).

Also sitzen, und mit geweiteten Augen die Gedankenbeete überblicken. (Vorn, vor mir, tickte die Taschenuhr; ich bin altmodisch, und schätze die derben Uhrenknollen, in Bergmannskapsel, an stählerner Kette). Die weiße Wand sah mir, wie immer, geruhsam zu; geruhsam zu; – geruhsam. Zu. – – (Der blanke dicke Punkt im Türschloß, das war das Ende des Schlüsselstabes; sehr blank. Störend blank eigentlich; ich beschloß, ihm morgen einen Papierkreis draufzukleben.).

Stille. Fern auf der Feldmark lärmte ein schwächlicher Traktor. Eine Nase hatte man wie ein Schnabeltier. Und die Wand war geduldig wie nur je ein Stein; von und zum Stein. – Aber etwas stimmte hier doch nicht! Ich zog das Gesicht zusammen: ? Ah! Da!

Ganz leise, nur am veränderten Blinken bemerkbar, drehte sich der blanke dicke Punkt im Türschloß. Drehte: und verschwand!

Nun schaltet es bei mir immer langsam. Ich bin meist bis zur Brust im Gedankenschun- gel versunken, und muß mich erst herausstemmen, die Handflächen aufgesetzt –: da war der Schlüssel weg!



Ich sprang zur Tür; ich klinkte und riß mich hindurch; den Kopf nach rechts: nichts! Den Kopf nach links?: war da nicht eben die Haustür ins Schloß gefallen?! Ich tat drei Schritte (ich bin ein Meter fünfundachtzig und hab' lange Beine!) – und sah eben noch etwas Braunes drüben im Obstgarten verschwinden. Eine übermächtige Hand stieß mich ins Kreuz: hinterher!

Jagd auf Braunes: die Äste gaben mir vollen Anteil ihrer Fechterkünste, Quart, Terz, Seitensekunde. Eine fragwürdig gelbe Sonne fleckte überall.

Hetzen auf Ackerwegen. Nach hundert Metern waren wir am Felsrand, und mein Braunes stürzte sich kopfüber in Haselbüsche. Ich kollerte eine Wand hinunter; machte alle Gelenke weich – meingott, die Geschwindigkeit nahm immer noch zu! – wurde durchs Rinnsal gewälzt, an einen Kiefernstamm geklebt; und richtete mich breitarmig auf: es rutschte oberhalb; die Gebüschel schlugen wilder um sich; ich duckte mich, und fing den großen braunen Ball mit dem ganzen Körper auf; dran ein Mädchengesicht mit sandigem Kopf: so hielten wir uns eine zeitlang, und atmeten erst einmal aus.

Sitzen nebeneinander. »Ja, ich hab' ihn.« gestand sie keuchend von meinem Schlüssel. Wind stöhnte überrascht einmal auf; dann wieder vorgewitterhafte Stille: mittelgroß; dünne Beine; abwesendes Gesicht. »Ich sammle nämlich Schlüssel – berühmte Schlüssel. Von Staatsmännern; oder Professoren.« (Wir keuchten dazwischen immer noch einmal auf, «todos: juntos» wie die Spanier für «Hau Ruck!» sagen). »Oder von Dichtern.«

»Wo wohnen Sie eigentlich?« fiel mir ein; und sie zeigte mit dem Kopf nach dem Häuschen am Hang. Auch ihr Mantel war ebenso abgeschabt wie der meine, und die Schuhe nichtswürdig schiefgetreten. »Glaub ich nicht; erst will ich's sehen!« Also gingen wir friedlich nebeneinander zu ihrer Wohnung: eine Stube; weiße Wände; Flüchtling aus Schlesien.

Sie drehte sich verlegen inmitten der armen Möbel; verriegelte auch erst die Tür; dann zog sie einen Schub auf: »Hier.« Und ich sah betroffen auf die mächtigen, teils schon verrosteten Schlüsselbunde; an jedem ein handgeschriebenes Schildchen: «Schlafzimmerschlüssel Greta Garbos»; «Eisenhower seiner»; «Schlüssel zum Studio von Prof. Max Bense». Sie wog zaghaft den meinen in der hellbraunen Hand; sie frag mit hoher heiserer Hexenstimme: »Darf ich?«

Rasch draußen; ich fragte heimlich die Bauersfrau: »Wer ist Ihre Mieterin eigentlich?«. Die derbe Dicke nickte mit dem ganzen rotmarmorierten Fleisch, und lachte: »Die hat alles im Osten verloren, und ist hintersinnig geworden. Ganz alleinstehend; harmlos. Aber auf die Schlüssel muß man sich aufpassen!«. – Ich ging zögernd wieder hinein; wenn ich für einen Menschentyp anfällig bin, dann sind es die Sammler: Leidenschaft und Rücksichtslosigkeit; Zartheit und Mordgier.

Also trat ich auf die Hellbraune zu: der Kopf paßte an meine Brust. Ein dickes Haarnest, in dem man Diamanten verstecken konnte (und Schlüssel! Sie war gleich begeistert ob des Einfalls!) Anfang Vierzig: das paßte auch. Wir sahen uns eine zeitlang an.

»Also Sie dürfen meinen Schlüssel behalten – wenn Sie mir Ihren geben!«. Sie hob das glatte Gesicht: »Och,« sagte sie unschuldig, »das ist bei mir ein ganz simples Kastenschloß – das lohnt gar nicht.« Stille. Ich atmete einmal tief ein, daß meine Schultern empfehlenswert breit wurden (Buschklepper in rostroter Rüstung hieß es vorhin wohl): »Trotzdem; ich möchte es gern!« sagte ich leise.

Sie sah erst den Schlüssel an, dann mich; zu mir empor; dann wieder den einfachen Schlüssel. Langsam überzog eine zarte Röte ihr Gesicht. »Ach so« sagte sie zögernd. Blicke hin und her. »Ich bin aber doch verrückt« wandte sie schwächlich ein. Ich lehnte kurz mit dem Kopfe ab; versprach auch noch: »Ich besorge viele Schlüssel von Dichtern: ich kenn' alle!«.

Sie senkte ergeben die Stirn gegen mich; ihre Schultern zweifelten noch ein bißchen. Dann bürgerte sie langsam zur Tür; zog ab; kam auf mich zu; bohrte mir verlegen mit dem Schlüssel am Bauch herum; sah hoch und lächelte: erst sehr bedenklich; dann immer strahlender. Ihre Hände begannen an mir zu nesteln: Brust, Schultern, höher, – Hals! Auch ich winkelte die Ellenbogen an, und legte die Hände um ihre dünnen Schulterblätter.

»Ach ja!« sagte sie beruhigt. Zum Schlüsseltausch.

Anmerkungen

Für den Abdruck der Erzählung »Schlüsseltausch« danken wir der *Arno Schmidt Stiftung*. Vgl.: Arno Schmidt Werke. Bargfelder Ausgabe I / 4, hrsg. v. d. Arno Schmidt Stiftung.

Wir bedanken uns ebenfalls bei der *Arno Schmidt Gesellschaft* für die Genehmigung des Abdrucks des Fotos, das Arno Schmidt im Jahr 1955 vor dem von ihm und Alice bewohnten Haus in Kastel zeigt.

Dieses und weitere Fotos aus dem Leben von Arno Schmidt finden Sie in der Publikation:

Arno Schmidt. Eine Bildbiographie. Herausgegeben von Fanny Esterházy.

Mit einführenden Texten von Bernd Rauschenbach.

Edition der Arno Schmidt Stiftung im Suhrkamp Verlag, Bargfeld 2016.

Mit Krach raus, mit Krach rein

Arno Schmidt an der Saar

Von Bernd Rauschenbach

Herbst 1951 : Der Koreakrieg treibt seinem Höhepunkt entgegen, und Arno Schmidt befürchtet, daß dieser Konflikt auch in Europa zu einer militärischen Auseinandersetzung zwischen den USA und der UDSSR führen wird; ein Wohnort möglichst weit weg vom »Eisernen Vorhang«, wo die beiden Weltmächte seiner Vorstellung nach aufeinanderprallen würden, wäre ihm lieb. Mit seiner Frau Alice wohnt er seit Dezember 1950 im Weinbauerdorf Gau-Bickelheim südlich von Mainz. Die beiden Ost-Flüchtlinge aus dem polnisch besetzten Schlesien lebten zuvor seit 1945 in der Nähe von Soltau in der Lüneburger Heide; ihrer beengten Wohnverhältnisse wegen schlossen sie sich einer der von der Bundesregierung und den Ländern geleiteten Umsiedlungsaktion an.

Die Verhältnisse in Gau-Bickelheim sind nicht besser. Dreckige Straßen, steile Treppen, enge Zimmer, schräge Wände – und dazu ein Hauswirt, mit dem Schmidts immer wieder aneinandergeraten. – Nach einem besonders heftigen Streit beschließen Schmidts, auf Wohnungssuche zu gehen. Auf ihrem Atlas stellen sie fest, daß (wie Alice Schmidt in ihrem Tagebuch schreibt) »der Kreis Saarburg der westlichste Zipfel des Reichs« sei – also so weit weg vom »Eisernen Vorhang«, wie man in Deutschland nur sein kann. Kurzentschlossen fahren sie mit der Bahn nach Saarburg und erfahren vom dortigen Flüchtlingsbetreuer, daß sie in drei Wochen in dem nahen, 150 Meter über der Saar gelegenen Dorf Kastel eine Zweizimmerwohnung bekommen können. Sie besichtigen auch gleich den Ort und seine nähere Umgebung: »Wir waren in hellster Begeisterung. Hier müssen wir wohnen! Das ist ja märchenhaft schön.« [TB¹ Alice 11.9.51] Als die Zusage vom Wohnungsamt kommt, beginnt Schmidt zu zaudern: »Wer weiß wies dort wird. Die Stuben vielleicht

nicht zusammenhängend. Und am meisten macht mir Sorge : der Katholizismus. Vielleicht lassen sie uns gar nicht ins Haus u. wir stehn dann mit unsern Säckeln, vielleicht im Regen, auf der Landstraße.' – Dies: echt Arno, der Pessimiste. Erst jammert er, daß es nicht werden könnte, und wenns dann soweit ist. – Könnt vielleicht ne Sternschnuppe auf 'n Hinterkopf fallen, nicht?« [TB Alice Schmidt 18.11]

Am 30.11.1951 verlassen Schmidts mitsamt ihrem kleinen Haushalt auf einem LKW, der vom Sozialministerium bezahlt wird, Gau-Bickelheim.

Beim Einzug in Kastel werden Arno Schmidts Befürchtungen erst einmal wahr: Die beiden Zimmer im Erdgeschoß des Hauses Nr. 63 sind tatsächlich durch den Hausflur getrennt, und die Hausbesitzer weigern sich, die Einweisung zu akzeptieren. »Der Hausbesitzer schlägt Krach und will uns nicht reinlassen. Er wüßte von nichts. Die Stube läge voll Äpfel u. er könne überhaupt nur 1 Zimmer abgeben er wäre schon auf dem Wohnungsamt gewesen das andre Zimmer wäre für seinen Bruder usw. O wai. Mit Krach raus, mit Krach rein, u. drinn waren wir noch nicht mal. Wir sollten in die Küche kommen. Gegen uns persönlich hätten sie ja nichts, sie würden uns gern nehmen. Ein Zimmer könnten wir ja auch haben.« [TB Alice 30.11.51] Und Arno Schmidt wäre sogar bereit gewesen, auf das zweite Zimmer zu verzichten, aus Angst vor dem »Loch«, in das sie im Ablehnungsfall eventuell hätten gewiesen werden können. Aber der Bürgermeister und der Dorf-Gendarm, mit dem sich der Vermieter beinahe geprügelt hätte, setzen die Räumung der zwei Stuben durch. Den einen Raum nutzen Schmidts fortan als Küche und Schlafzimmer, den anderen als Wohn- und Arbeitszimmer.



Sehr schnell merken Schmidts, daß ihre Vermieter tatsächlich nichts gegen sie persönlich haben, aber die unerwartet hohe Monatsmiete von 25 DM (mehr als ein Drittel ihres Monatseinkommens) drückt auf die Stimmung:

»Nödl² ist noch gar nicht so recht lustlich. Die Miethöhe drückt ihn u. lieber wärs uns beiden gewesen, wenn wir die Gaubickelheimer Mansardenstube und Küche hier hätten. – Aber was wollen wir denn? Im Sept. haben wir das Haus gesehen u. gedacht: wenn man da einziehen könnte. – U. heut its nun soweit u. wir sind auch nicht zufrieden. Die finanzielle Misere ist natürlich das drückende. Arno schuffet u. leistet so viel wie wohl wenige andere es je taten, auch rein arbeitsmäßig und wir haben weniger

als ein Arbeitsloser der vom Staat erhalten wird. Arno sagt jetzt jeden Abend: sterben will ich oder ne kleine Pension haben. – Und was ist unser Essen? Fleisch u. Wurst fast nie gekannte Delikatessen. Neulich mal 1 Ei für uns Beide gekauft. 30 Pfennig! Aber der Samos u. Malaga schmecken gut.« [TB Alice 7.12.51]

Die »märchenhafte« Schönheit der Landschaft um Kastel, die Schmidts schon beim ersten Kurzbesuch im September 1951 begeisterte, hält auch den intensiven Spaziergängen und Wanderungen stand, die Schmidts jetzt häufig unternehmen. Mehrfach geraten sie zu entlegenen Plätzen, wo Schmidt sagt: »Hier ein Blockhäusel, das wär' auch so eine Stelle!« [TB Alice 13.1.52]

Mit ihren tiefen Schluchten und Höhlen, jäh abfallenden Felswänden, aufragenden Felsnadeln und überraschenden Fernsichten hat die Umgebung von Kastel alles, was Alice Schmidt, das schlesische »Gebirgs-kind« [TB 4.1.53] an Landschaft braucht. Und auch ihrem Mann »gefällt« die Gegend schon – aber für ihn ist es die Schönheit einer »Urlaubsgegend« [TB Alice 11.8.55]. »Die Schöne Zeit wie in Cordingen erleben wir nicht mehr. Denk an die Wälder u. die schönen Tandemfahrten in dem Flachland. Das Gebirge hier ist nichts für mich. Eben u. flach muß es sein.« [TB Alice 4.1.53] Immerhin gibt er zu, das Gebirge sei »gut für die Lungen«.

Die Wohnverhältnisse sind auch nicht recht zufriedenstellend. Quadratmetermäßig haben sich Schmidts zwar verbessert, aber der Hausflur, der zwischen ihren beiden Zimmern hindurchläuft, sorgt immer wieder für Unruhe. Schmidts Arbeitszimmer ist im Winter kaum zu heizen, und das Außenklo ist einige Zeit nur unter Hintanstellung hygienischer Bedenken zu benutzen, weil der Vermieter die Abortgrube nicht leert. Zudem gibt es auch hier wieder Streit mit den Wirtsleuten über die Frage, wie man Tiere (besonders Katzen) zu behandeln habe. Nach einem besonders heftigen Wortwechsel im Sommer 1953 sagt Arno Schmidt: »Kann hier in den Räumen nicht mehr arbeiten. Wenn ich diese vollgefressenen Flapsgesichter sehe. Bloß raus.« [TB Alice 10.7.53] Daß beide Schmidts sich in ihrem Boheme-Dasein (oder dem, was sie dafür halten) ihren bäuerlichen Wirtsleuten weit überlegen fühlen, vereinfacht das Zusammenleben auf dem doch eher engen Raum der Hofstelle nicht.

Im Februar 1952 bringt der »Spiegel« einen zwei Seiten langen Artikel über Schmidt und sein zweites Buch »Brand's Haide«. Ein Autor anderen Naturells als Schmidt hätte infolge dieses Artikels Karriere machen können. Der Artikel löst eine kleine Flut von Anfragen diverser Zeitungs-, Zeitschriften- und Rundfunk-Redaktionen aus, ob Schmidt für sie schreiben wolle. Fast immer lehnt er die Angebote ab – ein stetiger Grund für Auseinandersetzungen mit seiner Frau, die nicht begreifen kann, daß er journalistische Texte unter seiner Würde findet, nicht auf Zuruf arbeiten kann und mehr als genug damit

zu tun hat, seine neuen Prosaformen zu erfinden und zu entwickeln.

Während Alice Schmidt sich sorgt, wie sie mit den etwa 130 DM auskommen soll, die sie im Monat zur Verfügung haben, hört sie im Radio die Meldung, ein Angestellter verdiene in Deutschland im Durchschnitt 490 DM im Monat.

Schmidts beginnen zu realisieren, daß das Deutsche Wirtschaftswunder ohne sie stattfindet.

Arno Schmidts Schaffensdrang ist davon aber nicht berührt. In Kastel entstehen unter anderem fünf Romane und längere Erzählungen: »Aus dem Leben eines Fauns«, »Die Umsiedler«, »Seelandschaft mit Pocahontas«, »Kosmas« und »Das steinerne Herz«. Keiner dieser Texte spielt in Kastel – der Autor fühlte sich für gebirgige Landschaften eben nicht zuständig. Neben einem nach wenigen Seiten abgebrochenen Fragment, das die Einrichtung einer Artilleriestellung in Kastel nach dem Ausbruch des 3. Weltkriegs zum Thema hat (»Die Feuerstellung«), gibt es nur eine Kurzgeschichte, die in Kastel lokalisiert ist: »Schlüssel-tausch« geschrieben wurde sie allerdings erst ein knappes halbes Jahr, nachdem Schmidts Kastel in Richtung Darmstadt verlassen hatten.

Im Sommer 1954 besuchen Schmidts von Kastel aus für einige Tage Ost-Berlin. Neben Recherchen für das »Steinerne Herz« dient der Besuch auch dazu, einen eigenen Eindruck vom Leben in der DDR zu erhalten. Schmidt sieht immer häufiger Anzeichen für ein Wiedererstarken der Alt-Nazis in der Bundesrepublik und erwägt daher mehrfach eine Übersiedlung in die DDR. Nach dem Besuch allerdings fällt Schmidts privates Fazit über die DDR bedeutend nüchterner aus als das positiv-abwägende seines Erzählers im »Steinernen Herz« : »Doch ziemliche Bruchbude, der Osten« [TB Alice Schmidt 4.8.54]. Als Schriftsteller – das hat er schnell erkannt – könnte er in der DDR weder leben noch arbeiten. Aber weder zum ersten noch zum letzten Mal erscheint ihm sein Schriftsteller-Beruf als Wurzel des Übels: »Arno: wollen wir ins Russische durchbrennen? Ich erstaunt: Du hast doch selbst gesagt, da drüben wär für uns nicht zu leben. Alles eine Bruchbude.« »Ich will ja auch nicht als Schriftsteller hin oder großar-

tig als politischer Flüchtling. Ich will den Beruf hinhaun. All meine Manuskripte verbrennen (ich flamme auf: das gibts nicht.) Siehst du, du willst mich also hindern nochmal ein glücklicher Mensch zu werden. Ich soll die Erinnerungsstücke meiner verkrachten Existenz wie Fußfesseln hinter mir herschleifen. Noch sind wir leidlich jung und könnten noch mal von vorn anfangen. Siehst Du nicht ein, daß ich dann nicht mehr an das alles erinnert werden darf. Die solln mich dann alle am Arsch lecken.« [TB Alice Schmidt 26.8.54]

Schmidt fürchtet nicht nur die Nazis, er sieht auch mit Sorge die Politik Bundeskanzler Adenauers, der seit den »Pariser Konferenzen« zielstrebig, über den Umweg der Aufstellung einer Europäischen Armee, die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik verfolgt. Schmidt ist sich sicher, daß diese Politik über kurz oder lang Krieg, zumindest in Mitteleuropa, bedeutet.

Das Ergebnis der Bundestagswahlen Anfang September 1953 deprimiert Schmidt zutiefst. Die CDU/CSU-Fraktion verfügt gegenüber der SPD als zweitstärkster Partei über eine Mehrheit von 93 Mandaten. »Wir beraten: was bedeutet das für uns: Arno: Adenauer bedeutet Aufrüstung und Aufrüstung wiederum Krieg. Eisenhower als General will Krieg. Wenn wir bloß raus könnten. Ja wenn man in die Schweiz könnte. – am Abend: Schweiz wäre auch nichts. Da müßten wir wieder ganz klein und elend leben. Und keine Aussicht daß es uns mal besser ginge. Er habe den Schriftstellerberuf so satt. Dies Jahr wird unser Blütejahr gewesen sein, mit CDU kommt Militarismus u. mit diesem zwangsweise erhalten die Nationalen Oberwasser. Er wäre nie gern Schriftsteller gewesen. Den Beruf ganz an den Nagel hängen. Wäre ich doch ein kleiner Angestellter: Dann würde ich noch mal ein Mensch werden können. Würst sehen, dann erhole ich mich noch mal richtig. Dann würde ich wohl 300 Mark verdienen, wir könnten uns ne kleine Wohnung mit Bad leisten, wirst sehen, dann werd ich ein ganz anderer Mensch. Dann würds besser noch als in Greiffenberg werden, denn damals hatte ich den Ehrgeiz, mal ein Schriftsteller zu werden und mußte jede freie Minute mit lernen und lesen verbringen. Das entfele ja dann alles. Ich will dann nie mehr eine weitere Zeile veröffent-

lichen. Wird das schön sein, nie mehr von diesen Verlegerhunden abhängig zu sein. Ja ich weiß nun gar nicht. Es ist viel Wahres dabei. Arno ist seines Namens in der Literaturgeschichte sicher. Er hat seine Sache gemacht. Und wie! Aber was Nachwelt wenn wir in der Jetztwelt verhungern. Jahrelang haben wir unter größtem Elend so gelebt. U. A. ist völlig fertig mit seinen Nerven« [TB Alice 7.9.53]

Im Frühjahr 1955 hören Schmidts, daß Heinrich Böll nach Irland übersiedelt: »Ausgerechnet der Katholik Böll! Das gibt zu denken! Wenn wir nachkönnten! Aber der steht sich finanziell viel besser! Jedenfalls müßte man Verbindung mit ihm aufnehmen.« [TB Alice 14.3.1955] Doch Schmidt ist grad in der Schlußphase der Niederschrift seines Romans »Das steinerne Herz« und hat dafür keine Zeit. Ihn drückt in Hinblick auf sein neues Buch »die Sorge: Bundespräsident hat die Pariser Verträge unterzeichnet u damit seien sie deutsches Gesetz geworden. Ob sich da noch ein Verleger finden wird, der dies riskiert?« [25.3.1955] Schmidts Befürchtung: Die in den Verträgen mit den drei Westmächten von Adenauer erreichte weitgehende Souveränität der BRD bei gleichzeitig engster Westbindung und rascher Wiederbewaffnung werde zu einem Erstarken rechts-konservativer Kräfte führen – und damit zu einem politischen Klima, in dem es oppositionelle Stimmen wie seine schwer haben würden, ein Forum zu finden.

Wie wenig Arno Schmidts Befürchtung aus der Luft gegriffen war, wurde ihm viel schneller als erwartet demonstriert.

Im Januar 1955 war Schmidts Erzählung »Seelandschaft mit Pocahontas« erschienen, und im April zeigten zwei Kölner Juristen auf Betreiben des Kölner Erzbistums Schmidt wegen Gotteslästerung und Verbreitung unzüchtiger Schriften an.

Schmidts malen sich sofort den Ernst ihrer Lage in schwärzesten Tönen aus: »Dies schlägt nun wie eine Bombe ein. A: »gerade wo wir eben beginnen, unser Köpfchen etwas vorzustrecken gibts pauts eins drauf. Tiefe Verzweiflung. Das nun am Ende unseres Leidensweges! Das Ende! Dazu die Radiomeldung, daß Jupp Angenfort, der Kommunistische Jugendliche 5 Jahre Zuchthaus v. d. Bundesrepublik gekriegt habe. Um Gotteswillen! Was tun, was tun? Flichen?

Zunächst Arno? Ostzone? Wohin sonst? Ostzone sicher auch kein ideales Leben. Polit. Asyl würde er da sicher kriegen. Aber dann müßte er in deren Sinn weiter schreiben u. wäre völlig in ihrer Hand. Beide russisch lernen? Ich sage A: Dein jetziges »Vergehn« war deine volle Überzeugung. Und die war rein und gut. Kannst du im Osten aber nach deiner reinen Überzeugung schreiben? Doch erst Schweiz versuchen.« A.: »Furchtbar wird das. Was soll ich denn in der Schweiz? Und das alles wegen meiner großen Schnauze. Hätte ich nicht vorsichtiger schreiben können? Und dich reite ich nun noch mit rein. Du hättest ein besseres Los verdient.« Und nun Selbstvorwürfe. Ich tröste.« [TB Alice 4.6.1955] Schmidts sehen die Notwendigkeit, so schnell wie möglich aus dem für sie zuständigen katholischen Jurisdiktionsbereich des Landgerichts Trier wegzuziehen: »die machen uns sonst hier das Leben zur Hölle.«

Schon seit Dezember 1953 ist Schmidt Mitglied der »Neuen Darmstädter Sezession«, der einzigen Künstlervereinigung, der Schmidt je beigetreten ist. Ihr Vorsitzender, der Maler Eberhard Schlotter, hat Schmidt zu sich eingeladen, um seine Schwierigkeiten zu erörtern. Derart überzeugt ist Schlotter von seinen Einflußmöglichkeiten in dem künstlerischen und lokalpolitischen Netzwerk der Stadt Darmstadt, und derart überzeugend muß er auch auf Arno Schmidt wirken, daß dieser noch am gleichen Tag, am 22.9.1955., seine Frau telephonisch anweist, sofort mit dem Packen ihrer kompletten Habe zu beginnen – : morgen abend käme schon der Möbelwagen. Eine Wohnung in Darmstadt hat er zwar noch nicht, aber immerhin das Versprechen Schlotters und des Leiters der städtischen Wiederaufbaugesellschaft, innerhalb der nächsten paar Tage Wohnraum in Darmstadt zu besorgen – bis dahin könnten sie ihre Möbel bei der Gesellschaft zwischenlagern und selbst in Schlotters Haus unterkommen.

Gegen Mittag des 23.9.1955 treffen Schmidt und Schlotter in dessen großem Borgward in Kastel ein, gefolgt von einem LKW; Schlotter hilft ebenso wie Schmidts Vermieter beim Kistenpacken, abends gehen Schmidts ein letztes Mal zu ihrer Lieblingsstelle hinter dem Dorf-Friedhof, dem senkrechten Felsabsturz, 150 Meter über der

Saar: »Dann vorn zur Aussicht. Aufm Friedhof wurde grade umgebaut. Vorn die ganze Mauer war schon weggerissen. Gingen allerdings trotzdem bis ran und nahmen Abschied: rechts unten das verträumte Hamm und links noch mal Saarburg. Ein hauchdünner schöner bläulicher Dunst lag drüber und über der Saar. Noch mal sehr schön! Ein komisches Gefühl doch! Und eine heimliche Träne mußte ich mir abwischen. Gut, daß's so schnell ging und man kaum Zeit zum Überlegen hat!« [TB Alice Schmidt 23.9.55]

24 Stunden später, mit einer an Flucht gemahnenden Eile, verlassen Schmidts das Dorf Kastel und die Saar.

Das Haus, in dem Schmidts fast vier Jahre gewohnt haben, ist heute eine Pension im Besitz der Nachfahren der Vermieter. Eine Tafel an der Hauswand erinnert an den berühmten einstigen Mieter – und wer will, kann in Arno Schmidts ehemaligem Arbeitszimmer übernachten.

Anmerkungen

- 1 Zitate aus dem Tagebuch von Alice Schmidt: Alice Schmidt: Tagebuch aus dem Jahr 1954. Herausgegeben von Susanne Fischer, Edition der Arno Schmidt Stiftung im Suhrkamp Verlag, Bargfeld 2004. – Alice Schmidt: Tagebuch aus dem Jahr 1955. Herausgegeben von Susanne Fischer, Edition der Arno Schmidt Stiftung im Suhrkamp Verlag, Bargfeld 2008. – Die früheren Tagebücher sind bislang nicht veröffentlicht.
- 2 Alice Schmidts Kosenamen für ihren Mann.

Für den Abdruck des Fotos danken wir der *Arno Schmidt Stiftung*. Das Foto zeigt Arno Schmidt im Jahr 1952 am Fenster des Hauses in Kastel, das die Schmidts bis zum 24.9.1956 gemeinsam bewohnten.

Elisabeth

Von Marion Kemmerzell

Also, der Himmel sei pflaumfarben gewesen, sagst du.

Von der Farbe reifer Pflaumen: blauschwarz bis dunkelviolet.

Dann sei der Blitz – einen solchen Blitz hättest du im Leben noch nicht gesehen, das Nacheinander, das Sich-aneinander-Entzünden der Funkenentladungen hätte sich unterscheidbar klar vor deinen Augen abgespielt, in gleißenden Verästelungen sei dieser Blitz vor, in und durch die heillosen Wolken gezuckt, und schon während des gleich darauf zuschlagenden Donners hätte das hölzerne Dach zwischen den steinernen Zinnen des Donjon der Burg in Flammen gestanden.

Vaudémont.

Dort, wo sie 1396 geboren wurde, sagst du, im Januar.

Elisabeth von Lothringen, *ma damoiselle Ysabel*, wie ihr Vater sie nannte.

Du weißt, ich habe Respekt vor Träumen. Meine Bewunderung für deine Phantasie übertrifft jedoch meinen Glauben an Traumwirklichkeiten, die ja eine, wie auch immer geartete, mediale Verbindung des Träumenden mit der im Schlaf erlebten Realität voraussetzen. Ich glaube, letztlich kommt niemand aus der eigenen Haut heraus.

Du bist da anderer Meinung.

So oder so: erzähle!

Sie läuft – **Ich** sehe – höre – rieche –

spüre den langen Rock an meinen Beinen haften. Greife den Stoff, raffe ihn über die Knie. Sehe das Gelb und Rot am Dunkel lecken. Laufe zwischen Kirche und Mauer zum Burghof. Vor mir der Bäcker mit seinen Gesellen, hinter mir der Metzger, der Hufschmied und Frau Coustellier, die immer überall dabei zu sein trachtet. Im Hof schon meine Mutter mit dem Schreiber, der seine Pergamente vor die Brust gedrückt hält, die goldenen Fäden im dunkelgrünen Mantel meiner Mutter glänzen, verschatten und glänzen wieder auf im Feuerschein, als bewegten sich die Muster wie kleine Tiere, zwei Mägde retten sich nach draußen, und aus den Fenstern, durch welche man vom großen Raum des Turms ins weite Land hat sehen können, rauschen jetzt schon Feuerzungen.

Dem Bäcker wird ein erster Eimer Wasser in die Hand gedrückt, Maman greift selbst den nächsten Eimer, ich sehe wie die Löwin aus den Pergamenten des Schreibers springt, wie sie sich reckt, den Brustkorb vor die Schulterblätter drückt, den mächtigen Kopf nach hinten beugt, das Maul weit öffnet und donnernd brüllt.

Ich höre Pferdehufe auf Pflastersteine schlagen, sehe meinen Vater und den Grafen Philipp von ihren Pferden springen, denke, dass wir jetzt gerettet seien, dass sie den Feuerdrachen töten werden, da stößt die Bestie ihre Schnauze durch das Tor, zu einem Brei verschmolzene Flammen, um die herum das Holz der Eichentür in Stücken krachend auseinanderfliegt, eins dieser vom Drachen ausgespienen Stücke trifft den Bäcker, der schreiend niederfällt, von Graf Philipp gepackt und weggezogen wird, Gestank umgibt das Ungeheuer, es faucht, sobald man ihm mit Wasser entgegen tritt, mein Vater hustet, meine schöne Mutter ist ganz dunkel im Gesicht.

Spät in der Nacht hat mich Frau Coustellier auf Mamans Weisung hin mit sich nach Haus genommen. Der Drache war schon sehr geschwächt ins Innre des Donjon zurückgekrochen, wo er sein Leben inmitten Schwaden dunklen Rauches ausgehaucht hat. Ich soll jetzt schlafen wie ein kleines Kind, während Frau Coustellier in ihrer Küche auf- und abgeht, ich denke an

Graf Philipp, der, als er uns zum ersten Mal besuchte, an einem meiner Zöpfe, die damals noch nicht halb so lang wie heute waren, gezogen hat, was äußerst ungalant von ihm gewesen ist – dann reichte er mir einen mit Federn angefüllten Ball aus roter Seide, den trug ich bei mir, nahm ihn auch nachts mit in mein Bett, bis ich Papa einmal lachend zum Grafen Philipp sagen hörte: »Tu as enjôlé son cœur avec un ballon rouge. Elles sont comme ça les femmes!«¹ Ich schämte mich so sehr, dass ich den Ball in eine Jauchegrube warf.

Der Mond schiebt weiße Finger durchs schmale Fenster. In ihrem Licht steht jetzt die nackte Herzogin, an deren hellem Leib die Brüste wie zwei halbierte Äpfel sitzen, dort, wo bei mir unter der Haut erst jeweils eine kleine runde Scheibe zu fühlen ist. Die Herzogin hebt eine Brust und weist auf ihre silberhelle Scham, als wäre ich Florie, die Königstochter, und sehnte mich nach ihrer Liebe, solange ich, Florie, noch glauben konnte, sie sei ein Mann.

Nun wendet sich die Herzogin, sie drückt den Stoff, mit dem die Tür verhängt ist, beiseite und tritt hinaus.

Ich frage, von welcher Herzogin die Rede ist.

Dein Blick, der über meiner Schulter in der Tapete hinter mir verloren schien, zieht sich zurück in deine Augen. Sie war die Mutter des Lion, sagst du, – als wüsste ich, wer dieser Lion war.

Lion, den eine Löwin säugte, sagst du, wovon einer der Chansons de geste erzähle, eines der Heldenlieder, die durch Spielleute in Frankreich von Hof zu Hof, von Burg zu Burg verbreitet wurden; und dass Elisabeths Mutter Margarete vier oder fünf der Lieder habe niederschreiben lassen. Das Lied *Herpin* berichte von Lions Mutter, die mit ihrem Mann, Herzog Herpin, aus Frankreich fliehen, das Kind allein im Wald gebären und der Löwin überlassen musste, weil sie von Räubern überfallen wurde, die, von ihrer Schönheit trunken, im Streit, wer denn als erster bei ihr liegen sollte, sich gegenseitig totschlügen. Worauf die Herzogin sich das Gewand des kleinsten Toten anzog, sein Schwert umgürtete und wie ein junger Mann bis an den Hof Toledos kam, wo sie als Küchenjunge arbeitete und Zweikämpfe auszufechten hatte.

Und Florie, die Königstochter am Hof Toledos, habe beim Anblick dieses unnatürlich hübschen Jungen zum ersten Mal ihr Herz gespürt, und wie das Herz sich weitete in ihren Körper.

Ich frage dich, ob ich uns Kaffee kochen soll.

Nein, nein, sagst du, den kennt man doch noch gar nicht.

Dann also, will ich wissen, wie geht es weiter mit Elisabeth bei Frau Coustellier?

Seltsam, sagst du, – dass dies ein neuer Tag sein soll, wo doch der alte nicht vergangen ist. Denn als Frau Coustellier mir einen Brei vorsetzt und sagt, ich müsse wohl die nächsten Wochen bei ihr bleiben, steht die in Mondlicht eingehüllte Herzogin gleich neben ihr, und vor der Stiege lässt die Löwin ihren Kopf auf die gestreckten Vorderbeine sinken, ich höre wie sie grollend schnurrt beim Schlafen, als sei es Nacht. Es kann auch gar nicht sein, dass gestern unser Wohnturm von einem Drachen ausgeräuchert wurde, ich weiß gewiss, es gibt kein solches Untier. Warum dann bin ich hier, was will Frau Coustellier mit ihrer Morgengrütze, wo doch der Mond scheint?

Ich springe auf und rufe laut nach meiner Mutter, Frau Coustellier kann mich nicht halten, weil sie den Topf mit Brei in ihren Händen hat, ich bin schon draußen auf der Gasse, wo es nach frisch Gebackenem, Vergorenem und Rauch riecht.

Und wo die Nacht so hell ist wie am Tag.

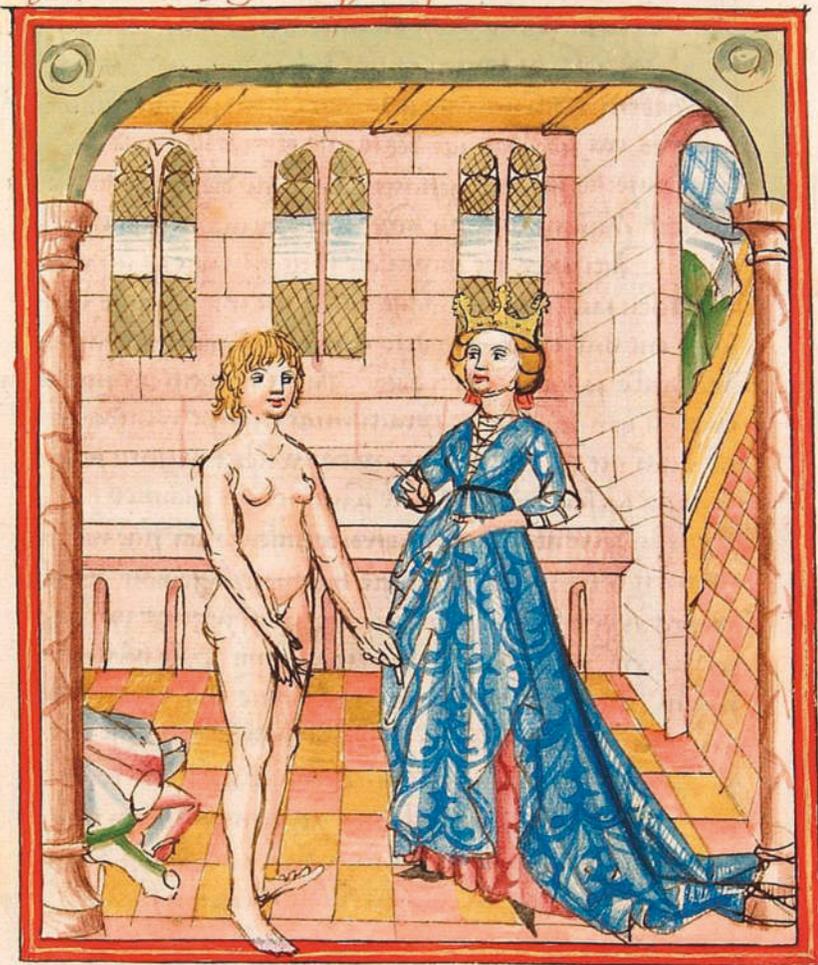
Als sei das Heute Gestern, reckt die Kirche unverändert ihre spitzen Türme in den Himmel – dann sehe ich, was doch nicht sein kann, dass unser Wohnturm in eine schwarze Höhle verwandelt worden ist, aus welcher zwei Gesellen des Hufschmieds die verkohlten Knochen eines Ungeheuers tragen.

Sie sagen, dass ich träume, Gesichte habe.

Sie sitzen unten in der Küche und sprechen mit dem Pfarrer.

257

Wie die hertzogin ihre cleyder vor der künigin ab
zoch und sie zeigte das sy ein feurwe were



Da zoch die edle hertzogin alle ir cleyder ab
und stund nackt vor flore Da das flo-
re sach sy waer seer ersevet und sprach
wir so komest du her us wellliche lände
wann du komst unzer wol gemachtter lip dem man sol
billig ere gebete Dan er so wol ist probieret in tuney und

Denn als Frau Coustellier, der selbst die Haare ungekämmt und wirr vom Kopf abstanden, dem Hufschmied zurief, ich sei verwirrt, und mich mit seiner Hilfe zurück zu sich nach Hause brachte – wo immer noch die Herzogin im Mondlicht lehnte – kam bald der Pfarrer, den ich schon lange kenne, ließ sich von mir die Herzogin, die nun ein Unterkleid am Leibe trug, beschreiben, ich zeigte ihm die Löwin, die schnarchend vor der Treppe lag und fragte, wohin meine Mutter und mein Vater gegangen sind, worauf er keine Antwort gab.

Dass ich Visionen hätte, meinen sie, Visionen, die mir wohl kaum von Engeln eingegeben würden. Wenn überhaupt, dann seien Dämonen mit im Spiel. Doch sollten, wie sie hofften, keine bösen Geister beteiligt sein, dann trüge Schuld an meinem ungesunden Zustand meine Mutter Margarete, der es beliebte, sich auch an hellen Tagen mit Sängern und Erzählern zu umgeben, die deren wunderliche Heldenlieder auf Pergamente schreiben ließe, dass sie mit Händen greifbar würden, Gestalt annähmen, worauf ich, Elisabeth, nun nicht mehr trennen könne zwischen dem Vorhandenen, dem leibhaftig wahren, gottgewollten Leben und dem, wovon Chansons erzählen. Chansons, die abends am Kamin der Unterhaltung und Erbauung dienen sollten.

Die Herzogin hat sich derweilen auf den Hocker neben meinem Bett gesetzt. Sie schließt den Gürtel unter ihrem Busen, wodurch das weiße Hemd über dem Ausschnitt ihres Kleides bis zum Hals gekräuselt wird. Ihr mit kleinen Ösen zum Annesteln der Strümpfe gesäumtes Leibchen, das sie als Page getragen hat, liegt auf der Pagenjacke zu ihren Füßen, und die Strümpfe, was immer sie dort sollen, hängen am Fensterkreuz.

Jetzt sieht sie zu mir hin, sie lächelt, sie legt einen Finger auf ihre Lippen.

Ich werde jetzt doch Kaffee kochen. Du brauchst ihn nicht zu trinken. Was trank man damals außer Bier und Wein? Tee aus Kräutern? Hagebutte oder Pfefferminze? Du schaust mich an, als wäre ich nicht ich. Bist du denn wieder du? Und bist du die, die ich zu kennen glaube?

Dann frage ich, ob du dich körperlich vorhanden fühlst in deinen Träumen?

Das Holz knarrt, weil sich deine nackten Füße die Stiege abwärts tasten, sagst du. Die Löwin hebt den Kopf. Du beugst dich, reckst die Hand nach ihr, sie schiebt dir leicht das Kinn entgegen, du drückst deine gespreizten Finger in den weichen Bart an ihrer Unterlippe, du öffnest, schließt und öffnest deine Hand in diesem Flausch, kraulst ihr den Hals, sie riecht nach Wildnis, sie brummt und kneift die Augen zu, du setzt dich auf die Stufe, rückst dicht an sie heran, ihr Maul auf Höhe deines Bauches, die zweite Hand an ihrem Ohr, du wühlst die Finger durch den Pelz, die Kiefer rauf und runter, sie schnurrt, ihr großer Kopf vibriert in deinen Armen, und an den Innenseiten deiner Schenkel kitzelt dich das Fell des breiten Halses. Mehr Sinne hast du nicht, sagst du.

Seitdem ich dich zum ersten Mal mit diesem Blick ins unbestimmte Nichts die seltsamsten Geschichten habe reden hören, interessieren mich die Träume, die Übergänge und die Grenzen unserer Wirklichkeit und alles, was damit zusammenhängt.

Vielleicht ist ja das, was wir Leben nennen, ein Traum und das, was wir Traum nennen, das Leben, wie Platon schreibt, der Traum gleichsam eine Welt für sich, wie es bei Leibnitz heißt, und dass alle Körper alles spüren, was sich im Universum ereignet. (...) Eine Seele kann aber in sich nur das lesen, was auf deutliche Weise in ihr dargestellt ist, denn sie kann nicht alle ihre Falten mit einem Schlage auseinanderwickeln, denn sie gehen ins Unendliche.

Ziehst du womöglich einfach eine Falte deiner Seele auseinander, in der Elisabeth verborgen ist?

Wer bin ich und wenn ja wieviele?, lachst du und zitierst Novalis:

Der Traum belehrt uns auf eine merckwürdige Weise von der Leichtigkeit unserer Seele in jedes Object einzudringen – sich in jedes sogleich zu verwandeln.

Und Schopenhauer, sage ich, hielt schon *den Versuch, eine wirkliche Welt außerhalb der durch totale Relativität ausgezeichneten Vorstellungswelt zu suchen, für sinnlos* und erklärte, dass

Wirklichkeit und Traum nicht von *außen sondern nur im empirischen Vorgangs des Erwachens unterscheidbar seien*. – Wie also fühlt sich das Erwachen bei dir an?

Als aufgehaltene Bewegung, sagst du.

Eine Bewegung, die dich weiterziehen will, dann spaltet in die, die bleibt im Jetzt und eine andere, die weiterreitet oder -läuft vor ungefähr sechshundert Jahren.

November 1407 – wir sind unterwegs, sagst du.

Ich, sagst du, **ich** atme Frische, werde auf- und abgeschaukelt.

Jeder Pferdetritt stößt kalte, mit frühen Sonnenstrahlen durchmischte Luft beiseite. Ich höre den kleinen Bruder im Wagen weinen, Maman zu ihm sprechen, halte mich am Sattelknauf, schließe meine Lider, das schnelle Vorwärts fegt mir den Spätherbstdunst wie feine Nadeln ins Gesicht. Ich habe meinen Vater fast erreicht, als ich die Augen wieder öffne, sehe einen Mann auf biberbraunem Pferd zwischen Stoppelfeldern reiten, Krähenschwärme in den milchig blauen Himmel treiben – und aus den Pfützen, in die die Hufe seines Pferdes treffen, spritzt und schwappt burgunderrotes Blut.

Ludwig, der Herzog von Orléans, ist tot, ruft er meinem Vater zu, bemüht sein Pferd zu zügeln – auf der Straße in Paris erstochen!

»Oh merde, gottverfluchter Teufelsdreck!«, zischt Papa. Nicht schade um Louis de Valois, duc d'Orléans, den Königsbruder, knurrt er, doch werde dessen Leichnam jetzt vielleicht noch gieriger, als es der Herzog selbst je war.

Der Mann klopft auf die Flanke seines Pferdes, dem schaumigweiße Flocken vom Maul zu Boden fallen, Johann Ohnefurcht, Herzog von Burgund, der seit geraumer Zeit nicht müde werde, die lasterhafte Tyrannei des d'Orléan zu tadeln, habe den Mord bezahlt, sagt er.

Es sei wohl weniger um Laster, denn um Gold gegangen, Papa erwägt mit einem Seitenblick, mich fortzuschicken, wir gehörten zur Partei des Herzogs von Burgund, sagt er, dem Ludwig, dessen letzte Unternehmen sämtlich fehlgeschlagen seien, aus Geldnot wie aus Missgunst gerechte Subsidien gestrichen habe, um eigne Mittel aufzustocken, weshalb er, sagt Papa, den Hass des Johann Ohnefurcht gerecht und nur verständlich fände, doch fürchte er, dass aus dem Totschlag jetzt nur noch mehr Hass und Streit erwachsen werde.

Ein Unglück, meint der Mann, der uns aus Nancy hinterher geritten ist, um Papa zu unterrichten, dass diejenigen, die ausersehen seien, im Sinne unseres vielgeliebten, geisteskranken Königs Karl VI. das gottgewollte Richtige und Beste für Frankreich zu bewirken, nichts als den eigenen Vorteil im Sinne hätten.

Für einen Menschen sei der eigene Vorteil oft schwer vom Wohl des Landes zu unterscheiden, sagt Papa, und zu Maman gewandt, die aus dem Wagen neben uns getreten ist, es sei jetzt nötig, Besonnenheit zu wahren, damit nicht alte Freundschaft in Feindschaft münde. Saarbrücken, sagt er, und auf Mamans Stirn entstehen kleine Falten, wie immer, wenn etwas anders kommt, als sie es wünscht, wir sollten unverzüglich nach Saarbrücken zum Grafen Philipp reisen, der ihm bislang ein Freund war seit frühesten Jugendtagen, damals als Philipp, wie sie wohl wisse, mit seiner, (Friedrichs), Schwester Isabel verlobt gewesen und dann ohne Groll zurückgetreten sei, da sie als Braut des jungen Königs ins Gespräch kam, –

Ich bin nicht schnell genug am Herd, um meinen Kessel von einem schrillen Jaulen abzuhalten, mit dem der kochend heiße Wasserdampf durch seine Pfeife strömt.

Ach Tee, den gab man Kranken, sprichst du zu meinem Rücken, während ich die Flöte von der Schnaupe streife – ein letztes Schnaufen, bevor der Ton abbricht –, er schmeckte stark und bitter, oft widerlich. Wir tranken Cidre, Buttermilch, ich liebte diesen dünnen Wein vermischt mit Brunnenwasser und honigsüß, den eine Magd mir direkt aus dem Küchenkessel in den Becher füllte, Vorsicht Kind, verbrenn dir nicht den Mund, ermahnte sie mich jedesmal, und niemals hab ich lang genug gewartet.

Wie wärs mit Punsch?, ich drehe mich herum und seh dir in die wachen Augen;

Das käme etwa hin, meinst du, wobei Arrak sehr selten, beinahe unbezahlbar war und auch den Kindern nicht gegeben wurde. – Doch einmal, sagst du, als wir bei meiner Tante, Witwe Isabel, auf der abscheulich großen Burg Coucy zu Gast gewesen sind –

denn Tante Isabel war nicht die Frau des jungen König Karls, sondern die des allseits hochverehrten Pair Enguerrand de Coucy geworden und lief zu jener Zeit untröstlich in weißer, edelsteinbesetzter Trauerkleidung durch diese Burg mit Festsaal, Wassertank und überdachtem Tennisplatz –, dort trank ich etwas, vielleicht Punsch, auf jeden Fall mit Alkohol, wovon mir übel wurde, ich mich übergeben musste und mit den anderen nicht Tennis spielen konnte.

Also, ich gieße heißes Wasser über schwarzen Tee und suche nach der Flasche mit dem Rest Arrak, *Marco Polo, Genua*, steht auf dem alten Etikett, wir wollen hoffen, sage ich, dass uns der Sud bekommt, den ich jetzt zubereite, -

November –, du stützt die Ellbogen auf den Tisch, verschränkst die Hände unter deinem Kinn, ob ich sie riechen könne, die jahresmüde Luft, den Schweiß der Pferde, ob ich die Ungeduld Mamans und ihre Unlust spüren könne, das Reiseziel zu ändern, ob ich die dichte Seide knistern hörte, wenn Margarete sich bewege –

Ja – nein, ich bin ganz Ohr, erzähle weiter, sage ich.

Du lächelst, betrachtetest die Tapete, in deren raue Oberfläche dort, wohin du schaust, Bewegung kommt, natürlich nicht, natürlich scheint es nur, als rückten alle Fasern wie durch Magnetismus in eine Richtung, es wird das Licht sein, draußen vor dem Fenster, das sich ändert –

Ach, sagst du, –

Ach, meint Maman und zupft an ihren Überärmeln, ihr wart noch Kinder damals, mein lieber Mann, du und Philipp, ihr werdet ohnehin die ritterlichen Raufereien dem Eheleben vorgezogen haben – und deine Tante Isabel, Chérie, dreht sie sich zu mir um, die wohl den klugen, tapferen und immer charmanten Enguerrand durchaus geliebt hat – wobei es leicht war, ihn zu lieben, zumal er kaum einmal des Längeren bei ihr auf Burg Coucy verweilte – seit seinem Tod nach jenem gegen die Osmanen unter Sultan Bayezid so grauenhaft verlorenen Kreuzzug prozessiert sie gegen seine erste Tochter, diese englische Marie, und gegen Ludwig d'Orléans, dem Marie die Baronie Coucy verkaufte, vielleicht gezwungen wurde zu verkaufen, – frag nicht, wie viele Schriftstücke schon hin- und hergegangen sind und vor dem königlichen Parlament verhandelt wurden – ach deine Tante Isabel wird, glaube ich, nicht sehr darüber trauern, dass Ludwig d'Orléans zu Gott befohlen wurde.

Er wolle sich dazu nicht weiter äußern, meint Papa, doch dass Philipp im letzten Jahr mit Ludwig gegen die Stadt Metz geritten sei, somit gegen Raoul de Coucy, den Bischof von Metz, der mit unserem Bruder Karl im Bündnis war, – ein Fehler, wie Philipp ja selbst nun wisse – sei sehr bedauerlich, und unbedingt verhindert werden müsse, dass sich Philipp nach der Ermordung seines Lehnsherrn jetzt, gezwungen glauben könnte, mit uns zu brechen.

Und Metz –, Mutter aller Freiheiten, die Stadt mit ihrem unermesslich hohen Dom, in dessen Wänden die Farbenfenster glühen, den festen Steinwerkhäusern, dem reichen Markt, den Hutmachern, bei welchen Hörnerhauben nach der neuesten Mode gefertigt werden aus samtenen Wülsten und spinnwebfeinen Schleiern, die Stadt, wohin Maman zu reisen sich erbeten hatte, nach all den größeren und kleinen Dörfern mit kargen, rauchigen Verwalterburgen, in denen selbst im Sommer feuchte Kühle herrschte, den unbequemen Betten, ganz ohne Bücher oder kultivierte Unterhaltung – Metz also würde warten müssen.

Saarbrücken, seufzt Maman, – das sei mit Metz nicht zu vergleichen, mon dieu, doch sei zumindest die Gräfin Anna keine dumme Frau.

Drei Türme der Burg Gemindt versinken hinter uns im Grau, der Kahn, auf den unsere Wagen und Kleiderkisten geladen wurden, ist beinahe auch schon mit dem Grau verschmolzen, wir reiten den Treidelpfad die Saar entlang, mein kleiner Bruder sitzt vor Papa auf dessen Pferd und schaut mit kugelrunden Augen vor sich hin, und unsere Mutter drückt ihr Kinn tief in den Pelz des Mantels, den sie eng um sich geschlungen hat. Vier Männer kommen uns entgegen, ziehen ein großes Boot hinter sich her gegen den Strom Richtung Gemindt, wir müssen auf das Gras am Wegrand weichen, um sie vorbeizulassen. Wir traben weiter, feuchtglänzend braungesprenkelt gelbe Blätter werden von den Pferdehufen aufgestöbert, und Dunst liegt wie

ein Schleier auf dem Fluss rechts, hängt feinsttröpfig in den fast schon kahlen Bäumen links von uns. Merde, murmelt Papa, er hoffe, wir erreichten zumindest Sankt Arnual noch vor dem nächsten Regen.

Und wirklich, kaum reiten wir vorbei an ein paar Schweinen ins Dorf Sankt Arnual hinein, fallen erste Tropfen auf uns herab, vor denen flüchten wir ins Innere der Kirche, wo gegen einen Pfeiler in der Vorhalle die Heilige Anna lehnt. Der Blick der Heiligen Anna mit ihrem feinen Lächeln scheint mir zu gelten, die ich von der Seite an sie herantreten bin, als habe sie auf mich gewartet und nun sei ich hereingekommen, sie trägt Maria auf dem Arm, die selbst das Jesuskind auf ihren Knien hält, und meine Löwin, die ich seit damals niemandem gegenüber mehr erwähne, duckt sich leicht.

Maman tritt vor die Heilige, berührt die Schuhspitzen aus Stein, den Saum, der sich darüber wellt, wie fein gebildet und wie schön, sagt sie, das müsse die Figur sein, von der die Gräfin Anna ihr gesprochen habe beim letzten Treffen vor drei Jahren. Und während sie die Feuchtigkeit aus ihrem Mantel klopft, erzählt mir meine Mutter von Philipp, der mit Anna nach Trier gereist sei, um das Dorf mit Wald und Köhlerei bei Tholey und die zwei Weinberge, die Anna dort, wo Saar auf Mosel trafe, besitze, zu besuchen, und dass er nicht nur die Figur bei Steinmetzen in Trier bestellen wollte, um sie dem Stift Sankt Arnual zu schenken, zu Ehren Gottes und auch, um seine Gräfin Anna damit zu erfreuen, sondern der eigentliche Zweck der Reise sei gewesen, das Dorf bei Tholey gegen einen dritten Weinberg einzutauschen, der zum Besitz des Erzbischofs von Trier, Werners von Falkenstein, gehöre, ein Tausch, für beide Seiten nur von Vorteil, da der von Falkenstein um die Abtei von Tholey seinen Besitz zu mehren und zu verdichten trachte.

Mein kleiner Bruder mault von Durst und Hunger und ihm sei kalt, Maman beugt sich herab, streicht ihm die Locken aus der Stirn, doucement Antoine, sagt sie, sobald der Regen nachgelassen hat –, sie wendet sich mir wieder zu, dass der von Falkenstein sich gegen unsere, die lothringischen Interessen hätte stärken wollen, sagt sie. Die Schirmvogtei zu Tholey befinde sich in unserer Hand, was hieße, das Kloster mit seinen Mönchen, den Dörfern, Feldern, Wäldern, die dazu gehörten, sei in lothringischen Schutz und unter unser Recht gegeben, weshalb es ganz und gar nicht in unserem Interesse gewesen wäre, dass der von Falkenstein, der nichts als Streiterei in allen seinen Sinnen habe, der auf seinem kahlen Bischofsschädel lieber einen Eisenhut denn die ihm gemäße Mitra spüre, dort noch mehr Hab und Gut sein eigen hätte nenne können. Wir hätten sicher dann mit Überfällen auf die Abtei und ihre Menschen rechnen müssen – weshalb sie eigentlich recht froh darüber sei, dass vor drei Jahren, als Philipp und Anna in Trier eintrafen, der von Falkenstein in seiner Streitsucht schon unterwegs nach Burg und Veste Wernerseck gewesen war, um wieder, wie sie glaube aus Eifersucht, gegen seinen Großvetter, den Kölner Erzbischof zu reiten. – Und dass der Falkenstein das Trierer Land sehr stark geschädigt habe, sagt meine Mutter.

Die Tropfen haben sich zu einem Wolkenbruch gesammelt, prasseln auf die Holzbedeckung des Kirchturms in großer Höhe über unseren Köpfen, ein dumpfes Trommeln, welches das Gequengel meines Bruders verstummen lässt, wodurch ich meinen Vater verstehen kann, der jetzt Maman erklärt, dass mit dem erstochenen Ludwig, Duc d'Orléans, nun das Ohr verschlossen sei, das sich geneigt zu machen und durch welches auch den König Frankreichs, Karl VI., anzusprechen wohl Philipps Hoffnung gewesen wäre, der Grund, sich auf das schlecht geplante und miserabel ausgeführte Unternehmen einzulassen, als Lehnsmann Ludwigs gegen die Stadt Metz zu reiten letztes Jahr. Nur Blut und Tod und Kosten.

Kalkweiß die Burg Saarbrücken, ein klotzig hoher Turm, wie gegen uns gerichtet, ragt in den unerfreulich grauen, doch nun regenfreien Himmel, wir müssen um zwei Buckelquader-ecken des Turms herum, um zum Eingangstor zu kommen, mein kleiner Bruder, der eingeschlafen war, wacht auf und heult von Höllenschlund, was Unsinn ist, denn gleich darauf sind wir in einem Innenhof, wo uns der Graf Philipp in einem pflaumenblauen Mantel entgegentritt.

»Elle devient toujours plus belle, votre fille«, ruft er und breitet seine Arme aus, »mais la brilliance de sa mère elle ne l'atteindra pas!«

»Pas encore«, lacht meine Mutter, der er aus dem Sattel hilft. »Où est ta femme, mon cher Philipp?«²

Ich glaube kurz ein Ohr zu sehen, welches sich Graf Philipp nähert, der es sich geneigt zu machen und durch welches er den König Frankreichs anzusprechen hofft, dann wird es deutlich als ein Diener, der die Pferde zur Stallung bringt, es ist so spät im Jahr, dass jetzt der graue Nachmittag schon dunkel wird.

Die Gräfin Anna fühle sich nicht wohl, sagt Philipp zu meiner Mutter, und bitte dennoch, sie aufzusuchen, da sie ganz ausgehungert nach niveaullvollen Gesprächen sei. Auch wisse Margarete ihr vielleicht Rat in Frauendingen.³

Ich folge meiner Mutter und einer Magd, die uns treppaufwärts führt, wir bücken uns durch eine Tür, dahinter, aus dem Bett, das groß erscheint, weil die, die darin liegt, so klein und blass aussieht, streckt uns die Gräfin Anna ihre Hand entgegen. Ich greife nach der Löwin an meiner Seite und spüre ihre Gegenwart und ihren Schutz jetzt allerdings nur schwach.

Dass sie an Blutfluss leide, flüstert Anna an Maman gewandt, dass ihre Ärzte sie zur Ader ließen, um dem Übel abzuhelfen, sie glaube aber nicht, dass mit noch mehr Blutverlust der Körper aufzurichten sei, ob Margarete nicht auf Philipp und dessen Medikus einwirken könne, sie nicht weiter auszubluten, und ob Maman vielleicht auch selbst Erfahrungen mit derlei habe. Ach Gott, sagt meine Mutter. – Sie rät zu Tee aus Frauenmantel und zu viel Ruhe. Nicht ausgeschlossen, dass schon unsere Gegenwart zu sehr an Annas Kräften zehre. Doch Anna bittet sie zu bleiben, weshalb Maman nur mich hinaus schickt.

Ich weiß noch, dass die Magd mit ihrer Kerze einen Gang beleuchtete – und seh das Kerzenlicht noch über diese auch im Innern buckeligen Steine hüpfen – und bin sehr müde.

Dann sehe ich vom Gang aus eine Treppe in ein finsternes Oben führen – dort tröpfelt es herab, erst kleine, dann immer größere Tropfen einer zähen Flüssigkeit rinnen die Stufen abwärts, schwellen, Blasen werfend zu einem Bach, der aus der Finsternis nach unten stürzt, Blut gurgelt auf mich zu, rote und schwarze Schlieren tanzen umeinander, das Blut bedeckt den Boden, steigt über meine Knöchel, gelbweiß mit dunklen Augenhöhlen stehen wie bei einem Totentanz Gestalten in der Tür. Ich schreie, schreie, sinke in den brodelnden Morast, aus dem ein Teufel steigt, er will mich packen, ich schlage ihn mit aller Kraft,

»Calme-toi, ma petite«, hör ich den Teufel sprechen, er greift mich fest, »calme toi, mon enfant, tu n'a fait que de mauvais rêves.«⁴

Ich spüre den starken Griff um meine Oberarme – und sehe dunkle Haare muskelrunde Schultern treffen – und schau auf Augen, in deren Iris Grün und Gold und Kupferfarben glimmen – ich senke meinen Blick – das Blut versiegt zu Philipps Füßen.

Am nächsten Tag bist du ganz leicht, sagst du. Stehst an der Gartenmauer, schaust auf die Saar hinunter, wo eine kraftlose Novembersonne sich von kleinen Wellen schaukeln lässt. Du bist sehr hell in deinem Innern und bräuchtest, um zu fliegen, nur die Arme auszubreiten, doch da du keinesfalls an einem anderen Ort sein willst, als dem, an dem du bist, lässt du es bleiben. Stattdessen greifst du deiner Löwin sacht ans Ohr, das mag sie nicht besonders, sie legt das Ohr an und schüttelt ihren Kopf nach Katzenart, du kraulst ihr fest den Nacken. Dann geht ihr über Wintergras, tretet auf Büschel vornüber gesunkener Halme und trockenstarre Dolden, es knirscht und knackt ganz leise, die Kälte rötet deine Wangen, und kristalline Stacheln an den Hagebutten flimmern silber-weiß.

Die Gräfin Anna starb im Jahre 1410.

Wie man den Rechnungsbüchern von Vaudémont entnehmen kann, hat Elisabeth, *ma damoiselle Ysabel*, Pilipp, *Monsieur Nassaume*, im August des Jahres 1412 geheiratet.

Sechshundert Jahre zwischen dir und Ysabel.

Verwandelst du dich mit der Leichtigkeit, von der Novalis spricht –
purst du das Universum und die Unendlichkeit der Falten deiner Seele –

und ahnst du, wo die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit verläuft?
Wohl eher nicht, meinst du zu mir, vielleicht hast du ja recht, und niemand kommt aus seiner eigenen Haut heraus.
Was hieße, sagst du, dass ich gar nicht träume, sondern mich erinnere.

Anmerkungen

- 1 »Du hast ihr Herz mit einem roten Ball betört. So sind die Frauen!«
- 2 »Sie wird immer schöner, eure Tochter«, ruft er und breitet seine Arme aus, »doch den Glanz der Mutter erreicht sie nicht!«
»Noch nicht«, lacht meine Mutter, der er aus dem Sattel hilft. »Wo ist deine Frau, mon cher Philipp?«
- 3 »Elle ne se sent pas bien, mais elle vous prie pourtant de venir la voir, car elle a faim de conversations de (haute) niveau. En plus, tu saura peut-être lui donner des conseils de femme, chère Margarete.«
- 4 »Ruhig, meine Kleine«, sagt der Teufel. »Ganz ruhig mein Kind, du hast nur schlecht geträumt.«

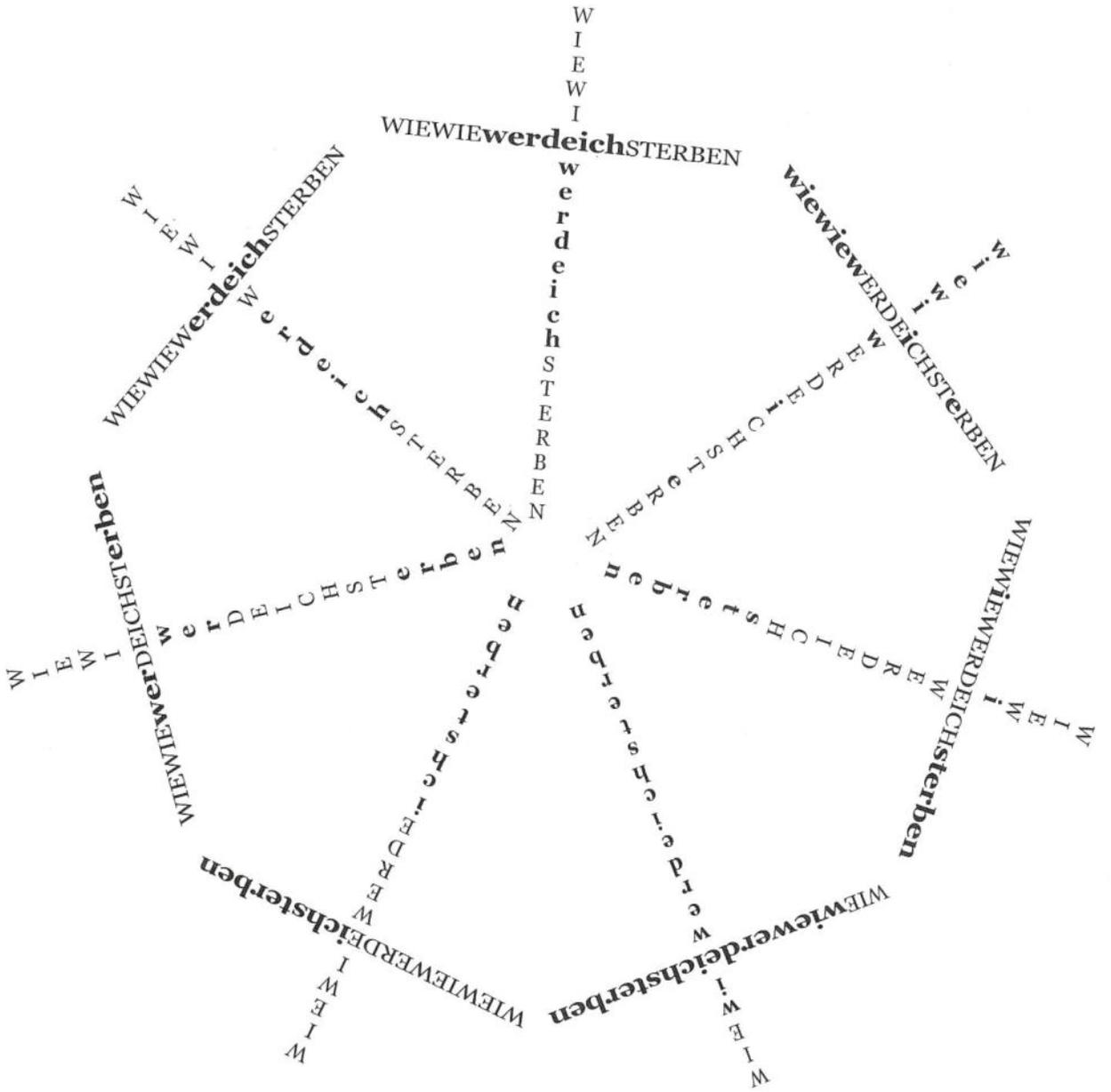
Abbildungsnachweis (S. 84): Cod. Pal. germ. 152, Elisabeth Nassau-Saarbrücken, Gräfin, 1393-1456, Herpin, Stuttgart (?) – Werkstatt Ludwig Henfflin, um 1470.

Das große WIWEWA

Von Eva Paula Pick

W
I
E
W
I
WIEWIE **werde ich** STERBEN
W w w
I e i
E r e
W d w
I e i
WIEWIEWERDE **ich sterben** **wiewiew** ERDEICHSTERBEN
W w w
E E E
R R R
D D D
E e e
I I I
C c c
H h h
S S S
T T T
R R R
E E E
B B B
E E E
N N N

W W
I I
E E
W W
I I
werdestreben
W W
E E
R R
D D
E E
I I
C C
H H
S S
T T
R R
E E
B B
E E
N N



DAS Rad DES Bebens



Vom Winde verweht –

Was nützlich ist, darf nicht schön sein

Gedanken zur Industriekultur früher und heute

Von Sabine Graf

Die Zeiten sind vorbei, als man ein für die Wasserhaltung unter Tage notwendiges Pumpenhaus im Gewand eines Schwanenhauses auf einen Weiher setzte und einen Förder-turm als Malakoffturm zur Festung des Bergbaus ausbaute. 100 Jahre später subsumiert man das unter dem Rubrum »Industriekultur« und gewährt ihm Dauer dank Denkmalschutz, obwohl damit noch gegen den politischen Willen kein Abriss verhindert wurde. Abbaubar und zwar vollständig, sind die Windkraftanlagen, erklären die Befürworter der Windkraft, allen voran die *Grünen*. Also warum aufregen über die fast 23.000 »Spargel«, die Jahr um Jahr auf Feldern und Hügeln in die Höhe schießen. Entwicklungen der Industriegesellschaft verändern die Landschaft – so geht grünalterna-tive Logik mit Hang zur Alternativlosigkeit und Sachzwang. Das ist der Preis des

Fortschritts, beschied Winfried Kretschmann kurz vor seiner Wahl zum ersten grünen Ministerpräsidenten im Mai 2011 in der *Wirtschaftswoche* in Richtung Schwäbische Alb und Schwarzwald. Wer weg will vom Atom, Kohleverstromung verdammt, aber Wohlstand mehren will, der kann nicht gleichzeitig fordern, daß die Landschaft bleibt wie sie ist, lautet die Ansage.

Windkraftanlagen sind das kleinere Übel, räumte der Vorsitzende des *Bundes für Umwelt und Naturschutz* (BUND) Deutschland, Hubert Weiger, gegenüber der »Saarbrücker Zeitung« vom 23. September 2016 aus Anlaß eines Besuches bei einem Windenergieanlagenbetreibers in Neunkirchen-Wellesweiler ein: »Als Naturschützer freuen wir uns nicht über Windkraftanlagen, erst recht nicht im Wald, aber es ist das, was im Moment möglich



ist, um größeres Negatives zu verhindern.« Nicht zuletzt, »weil Photovoltaik und bis zu 200 Meter hohe Windkraftanlagen sichtbare Eingriffe in die Natur sind und das Landschaftsbild verändern«, sein Fazit. Aber das ist alles besser als Atom und Kohle. Windkraft als eine der erneuerbaren Energien bildet eine Alternative, deren Wirkung in und auf die Landschaft man hinzunehmen hat. Wer das anders sieht, mag im Heimatmuseum mit der klappernden Mühle am rauschenden Bach leben. Wenn nicht das, was als Klischee der Idylle daher kommt, bereits eine Energiewende beschreibt, worauf Lucius Burckhardt bereits hingewiesen hat:

»Für uns sind holländische Windmühlen das Bild der stehengebliebenen Zeit des noch tastenden Umgangs mit den Ressourcen. Technikgeschichtler sagen uns, daß die Windmühlen auf den holländischen Bildern, die damals neuesten Modelle zeigen, also auf die zeitgenössischen Betrachter so gewirkt haben müssen, wie auf uns das Bild eines Staudammes oder eines Atomkraftwerks.«

Denn was wir als habituelle »Landschaft«-Leser und »Landliebe«-Joghurt-Käufer als Landschaft bzw. als darin liegende Idylle oder als sogenannten »locus amoenus«, sprich »lieblichen Ort« identifizieren, obliegt der vorherrschenden Wahrnehmung von Landschaft. »Landschaft ist ein Konstrukt«.

Was wir als »intakte Landschaft« identifizieren, ist abhängig von den jeweils gültigen ästhetischen Prinzipien. Darauf basiert die von Burckhardt entwickelte und einst in Kassel als Studienfach etablierte »Spaziergangswissenschaft«, die sich auch der Frage zuwandte, warum Landschaft schön ist. Die Erkenntnis des 2003 verstorbenen Soziologen lautete: »Ich halte die Landschaft für ein Konstrukt der Wahrnehmung, das durch Vergleiche, also zeitlich durch die Diachronie, räumlich durch den Spaziergang entsteht.«

Dieses Konstrukt einer Vorstellung von Landschaft war in der Antike eine andere als im Zeitalter des Barocks, als auf grünen Wiesen üppig ausgestaffte Schäferinnen und Schäfer umgeben von mit Bändern geschmückten Schafen lagerten. Weiden am Fluß, deren Äste ins Wasser ragen oder eine Wiese mit Bäumen, jeder hat ein Bild von der idealen Landschaft. Doch diese Kulturlandschaft ist eine »Chimäre« und eine »suggerier-

te Ewigkeit«, diagnostizierte Burckhardt in seinem 1994 veröffentlichtem Text »Landschaft ist transitorisch« und verwies daraus, daß nichts, schon gar nicht die Landschaft für immer so bleibt wie sie war, außer in der Erinnerung an die Kindheit, in der Literatur oder in der Malerei. Landschaft ist das Bild im Kopf. Sie existiert nicht an sich. »Wir sind Teil des Systems«, verfügt er in seinem Buch »Spaziergangswissenschaft« aus dem Jahr 1980. Das heißt, wir bestimmen darüber, was Landschaft ist und was nicht. Wir haben die Vorstellung davon wie eine Landschaft beschaffen sein muß im Kopf und in der Hand. Eins steht dabei fest: Wir können nichts festhalten, sondern müssen die Veränderung hinnehmen – oder mitgestalten, stellt Burckhardt in seinem Text »Landschaft ist transitorisch« klar: »Kultur ist Tätigkeit, Erfindung, Fortschritt. Die Kulturlandschaft ist nicht ewig, sondern entspricht einer historischen Momentaufnahme.«

Die Kunst kann sie fassen, wie bei der »EMSCHERKUNST« 2013 zu besichtigen. Dort wurde unversehens der Hochspannungsmast auf Geheiß des Berliner Künstlerkollektivs »inges idee« zum »Zauberlehrling« und damit Liebling der Besucher: Als Kunstwerk und damit harmlos. An die Masten hat man sich eben gewöhnt. Die Windkraftanlage muß man vorerst noch hassen. Dabei könnte beizeiten schon alles so schön sein oder wenigstens gut gestaltet. Auch dazu hatte Lucius Burckhardt etwas zu sagen als Vorsitzender der die Gründung der Hochschule der Bildenden Künste Saar vorbereitenden Kommission und Festredner bei deren Eröffnung am 3. November 1989. Der Titel seines Vortrags lautete damals »Die sauberen Lösungen verschmutzen die Umwelt«. Das war Programm für ihn in seinem Einsatz für ein Verständnis von Design und Gestaltung, das sich den damals noch nicht selbstverständlichen ökologischen, heute auf die Formel »nachhaltig« verkürzten Aspekten bei der Herstellung von Produkten verpflichtet fühlte. Gestaltung war kein Selbstzweck, und Ästhetik war keine enthobene Kategorie, sondern beides hatte eine gesellschaftsbezogene Komponente. Das war das Neue und Besondere, das mit der Gründung der Hochschule der Bildenden Künste Saar einherging. Dort sollte ein anderes, re-



flektiertes, der Welt zugewandtes Verständnis von Kunst und Design den Lehrplan bestimmen. Kunst und Design sollten kein Dekor sein, das man an eine Wand oder auf einen Sockel stellt oder wie eine Hülle nachträglich um ein Produkt schlingt. Kunst und Gestaltung waren von Anfang an beteiligt und reflektierten den Prozeß. Im Lauf der Jahre realexistierender Kunsthochschule geriet dieses Verständnis von Gestaltung mal mehr, mal weniger in Vergessenheit. Dennoch: Der Ansatz hat sich über die Jahre erhalten. Gerade ein Denken, das Technik und Ästhetik nicht als Gegensätze betrachtet, ist angesichts von Windkraftanlagen wichtig. Denn daß sie verschwinden, davon ist, ungeachtet der allgegenwärtigen in Bürgerinitiativen zur Verhinderung von Windkraftanlagen aufflammenden Proteste, im Saarland nicht auszugehen.

So stellte Christoph Hassel, Vorsitzender BUND Saarland in der Saarbrücker Zeitung vom 23. September 2016 fest, das Saarland sei Schlußlicht, was den Anteil der erneuerbaren Energien an der Stromerzeugung angeht. Es sind elf Prozent, während der Bundesschnitt bei 35 Prozent liegt. Es besteht daher Nachholbedarf, auch was die Gestal-

tung angeht. Es bedeutet, offensiv sein gegenüber einem anderen Verständnis von Kulturlandschaft und Gestaltung, wie es Burckhardt einst vertrat und einer seiner ehemaligen Studierenden, der spätere Professor für Produktdesign an der Saar-Kunsthochschule, Harald Hullmann, vertrat und in seiner Gestaltung des Haldenrundwanderwegs entlang des Saarkohlenwaldes oder des von seinem Büro entworfenen »Klimaradweg«, einer »tour d'énergie« zwischen Reden und Göttelborn umsetzte.

Dem entgegen steht das Festhalten an einem Landschaftsbild mit grünen Wäldern. Doch sie lieferten bevor man die Steinkohle förderte, Brennstoff – genauso wie die Mühle als vorindustrielle Energiequelle dafür sorgte, daß Mahlwerke liefen und Treibriemen Maschinen in Gang setzten. Die gute alte Zeit gab es nie. Auch in ihr war man darauf bedacht, die vorhandenen Ressourcen möglichst gewinnbringend zu nutzen.

Die öde Heide wurde erst schön, als sie nicht mehr zu Ackerbau und Viehzucht diente und anderswo die Schloten rauchten. Schön ist immer das, was war, nicht was ist. »Epochale Wandlungen haben

immer auch die Wahrnehmung von Landschaften verändert«, erklärte dazu Landschaftsarchitekt Frank Lohrberg, ebenfalls in der zugegebenermaßen konservativen »Wirtschaftswoche«. Wobei man tunlichst zwischen Natur- und Kulturlandschaft zu unterscheiden hat, empfiehlt Jürgen Peters, Professor für nachhaltige Entwicklung in Eberswalde.

In Europa sind Naturlandschaften nur die Alpen, alles andere ist Kulturlandschaften, ihnen »und zweckrationalen Agrarlandschaften machen aus ästhetischen Aspekten die Windkraft wenig aus.« Touristen jedenfalls, so das Ergebnis einer Studie, gibt er im Internetmagazin »Erneuerbare Energien« zu Protokoll, stören sich nicht an Windturbinen. Will sagen, wo die Natur bereits durch Ackerbau und Viehzucht kultiviert ist, kommt es nicht mehr darauf an. Denn die Zeit drängt, um bis zum Jahr 2030 den gesamten Energiebedarf mit erneuerbaren Energien zu decken, sagen die Grünen. Dagegen gibt es kein Argument. Die Landschaft ist im Wandel, das Naturschutzgesetz, selbst Produkt der Industrialisierung, ist im postfossilen Zeitalter kein Korrektiv gegen vollständig abbaubare und ökologisch korrekte Windkraftanlagen, wie ästhetisch arm sie auch sind. Das Baugesetzbuch weist sie als »privilegierte Vorhaben« aus, so daß gegen die im Außenbereich von Gemeinden sprießenden »grünen Spargel« kein Kraut gewachsen ist. Bewährte Gegenrezepturen wie Bebauungspläne und Naturschutzgebiete sind in der Kürze der Zeit nicht immer durchzusetzen. Wenn die Windmühlen nicht zu verhindern sind, dann wenigstens den Wind des Energiewandels gestalten, auch um damit der Kritik die Spitze zu nehmen und die Anlagen in die Landschaft einzupassen, dachten sich das Designbüro Hullmann & Gimmler mit Sitz in Saarbrücken und Frankfurt/Main und kämpften gegen Windmühlenflügel an. Bereits seit den 1990er Jahren liegen Gestaltungsempfehlungen in der Schublade. Immer wieder kommen neue hinzu, zuletzt von dem an der TU München lehrenden Landschaftsarchitekten Sören Schöbel, um Ordnung in die Sache zu bringen. Jedoch beläuft sich deren Gestaltung auf die bestenfalls an ihren Sockeln mit heller werdenden Grüntönen versehenen Windräder.

»Gestaltung ist kein Argument bei der Energiewende. Der Windhunger der Gesellschaft stillt sich ohne Rezept«, bemerkt Harald Hullmann und hat seine Technik und Landschaft verbindenden Entwürfe zunächst für die Schublade gemacht. »Geld überzeugt mehr als Gestaltung. Warum also sich darüber Gedanken machen«, fügt er hinzu. Allein das Geld sorge für Akzeptanz unter den Bürgern. Verständlich angesichts 350.000 Euro Pacht, welche die Gemeinde Morbach im Hunsrück im Jahr kassiert oder der 60.000 Euro, die eine Anlage im Rhein-Hunsrück-Kreis einbringt, Lizenz zum Bürgersteige vergolden inklusive. Darauf setzt die Finanzwirtschaft, etwa auf der Messe »Grünes Geld«, weil Anleger sozial, ethisch und ökologisch einwandfrei investieren wollen, wofür die Energiewende ein idealer Markt ist. Dazu kann jeder, noch im entlegensten Landstrich etwas beitragen, mit 714 Euro Mindesteinsatz ist das bei Genossenschaften möglich, warb der Präsident des Deutschen Raiffeisenverbandes Manfred Nüsse 2011 beim Bundeskongress »Energiewende – dezentral und genossenschaftlich« um Mitstreiter. Das wirkte angesichts 600 bestehender Energiegenossenschaften, zu denen jedes Jahr 150 neue dazukommen.

Erst das Fressen, dann die Ästhetik, so geht Energiewende. Sie bringt Geld, ist aber ästhetisch arm. Das hat Tradition in der Politik und deren falschen Verständnis von Kreativität, Gestaltung und Kunst. Sachlichkeit und Schönheit sind zweierlei. Fürs Erste sorgen Wirtschaft und Technik, das Zweite übernehmen als Nachhut Dekorationsbrigaden mit bis an die Zähne enthusiastischen Hausfrauenkünstlerinnen und Hobbykreative oder großzügige mit Profis besetzte »Kunst im öffentlichen Raum«-Gremien.

»Es ist doch erstaunlich«, kommentiert Harald Hullmann, »daß Kommunikation ausbleibt, wo sie wirklich gebraucht wird. Alternative Politik ist auch nur Politik, mit einem banalen Verständnis von Kultur.« Schönheit und Sachlichkeit stehen sich in der Moderne vermeintlich gegenüber. »Im Kreis Bergstraße werde viel unnötige Zeit in Diskussionen zu Schönheitsaspekten von Windkraftanlagen gesteckt«, lassen die Jusos Bergstraße im »Darmstädter Echo«

vom 18. Juni 2012 wissen. Es sei wohl die »Eigenart der Demokratie«, meint ein resignierter Spötter auf der Internetseite der Bundesgrünen, daß dort Schönheit kein Thema sei. Wie zum Beweis schlug im selben Zeitraum das Bundesministerium für Verkehr, Bauen und Stadtentwicklung mit einem Workshop Bauhaus Dessau in diese Kerbe und ließ Schönheit gegen Sachlichkeit antreten, anstatt beides im Begriff der interdisziplinären, von Ingenieuren und Designern gleichermaßen betriebenen Gestaltung als Einheit zu sehen. Ein Ansatz, den nicht nur den Architekturkritiker Wolfgang Kil im Internetmagazin »german-architects.com« vor den grotesken Umwegen zwecks Wiedervereinigung warnen läßt. Hier lauert ein Denkfehler, nicht nur der mit solchen Veranstaltungen gewohnheitsmäßig angestoßenen Beschäftigungstherapie inklusive Schaufensterreden mit nutzlosem Bekenntnischarakter. Dabei könnte alles anders sein.

Die Energiewende gestalten, nicht verhindern, fordert der Landschaftsarchitekt Frank Lohrberg. Nur das will die Politik nicht. Wozu auch? Geht doch auch so. Und dann bringt Wolfgang Kil noch die vom Spott ummantelte Furcht vor den Gestaltungspirouetten der Designer, Künstler und Land-

schaftsarchitekten ins Spiel, die zwischen dem Pseudo-Gegensatz von Schönheit und Sachlichkeit vermitteln wollen. »Der Mensch kann nicht der Natur gegenüber treten, ohne sie zu verändern«, wiederholt Lucius Burckhardt eine Binsenweisheit, deren Wahrheit schon der Blick in den eigenen Garten bestätigt. Eindrücklich und bis heute zutreffend hat das von Ausstellungsmacher Kaspar König 1990 kuratierte Vorhaben der Kunst-am-Bau-Maßnahme am Heizkraftwerk Römerbrücke ins Bild gesetzt. Dazu lud er eine Handvoll Künstlerinnen und Künstler ein, die damals gerade in die nationale wie internationale Wahrnehmung der Kunstszene gerieten. Katharina Fritsch gehörte dazu. Ihr mit Strom betriebenes Mühlrad auf der Halbinsel in der Saar geriet in Vergessenheit, da über viele Jahre, entgegen der Planung, dieses Areal nicht weiter genutzt wurde. Der Widerspruch, den sie dabei in Szene setzt, liegt in der Pointe, daß das Mühlrad als Energielieferant von einst mit Strom betrieben wird. Damit entlarvt sich der Hang zur Idylle mit Mühlrad als nostalgische Augenwischerei, die über die tatsächliche Funktion eines Mühlrades in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem Heizkraftwerk hinwegtäuscht.



Weithin sichtbar blieb hingegen die Plastik eines schräg auf der Dachkante gesetzten Tempels des britischen Bildhauers Edward Allington. Den Satz »Es sei schwer, etwas Wahres zu schaffen«, hatte Allington seinem Werk beigegeben, das diese Aussage illustrierte. Denn dabei handelt es sich um eine Art Relief auf Metall, das durch Winkel und Drehung eine Räumlichkeit vortäuscht, die es nicht besitzt. Zugleich ist der Tempel ein Symbol für die Bedeutung der Energie, ob als Heizkraft oder Treibstoff für Maschinen jedweder Art, der man vom Emissionshandel bis zum EEG eine Art Götzendienst erweist. Auch nach 25 Jahren, seit dem diese Arbeit auf der Kante des Kraftwerkdachs ihren Platz gefunden hat und vom austretenden Wasserdampf benebelt wurde, hatte Allingtons Tempel nichts von seiner Bedeutung verloren. Das Thema Energie ist und bleibt ein Dauerbrenner auf unserer Agenda. Die Kunst hat dafür ein Bild geschaffen, das direkt und unmittelbar in Verbindung zur Technik trat. Doch auch das hat sich verändert. Der Tempel wird seit einiger Zeit in der Nacht nicht mehr angestrahlt. Dafür ist ein hoher Kamin illuminiert. Das ist vollkommen sinnfrei und reine Dekoration, ohne daß dadurch das Kraftwerk und dessen Funktion davon beeinflußt werden. Diese Maßnahme ist vollkommen beliebig und bezeugt ein gerüttelt Maß an Ignoranz, ganz als ob Burckhardt hier nie einen Fuß auf saarländischen Boden getan hätte. Die im blauleuchtenden Kamin aufblitzende Einfallsslosigkeit ist ein Äquivalent zu den mit grünen Ringen bemalten oder mit überdimensionalen Farbknöpfen besetzten Windrädern.

Doch gerade jetzt gilt es, angesichts des Widerstands gegen die Windkraftanlagen die Herausforderung anzunehmen und den scheinbaren Gegensatz von Technik, Ästhetik und Landschaft buchstäblich zu gestalten. Dazu gehören etwa die Anlagen umgebende Energiegärten, in denen Pflanzen oder Hölzer angebaut werden, aus denen die Energie für Motoren oder Heizungen gewonnen wird. Ein solche Anlage verweist inmitten der Natur darauf, daß wir mit und von ihren Ressourcen leben. Das ist ein offensiver Umgang mit der Energiewende und deren Auswirkungen auf die Landschaft. Es heißt auch, sich von einem sentimenta-

len Naturbegriff verabschieden und anzufangen, einen zeitgemäßen zu entwickeln. Ehrlicher wäre das und durchaus im Sinne Burckhardts. So schreibt er in »Raum ist Landschaft schön?« im Jahr 1980: » ... aber schließlich müssen wir darauf vertrauen, daß neue Generationen in neuen Konstellationen natürlicher Reste und wirtschaftlicher Eingriffe neue Landschaftsbilder zu entdecken vermögen.«



Die ganze Welt auf Papier

Von Robert Karge

Im *Volkswirtschaftlichen Ausschuss* der Frankfurter Nationalversammlung stehen sich die Befürworter von Schutzzöllen und die des Freihandels schroff gegenüber. Das Flugblatt »Volkswirtschaft für Jedermann – Freihandelssystem für Jedermann – Jahr der Beglückung« (s. Abb. 1) zeigt drastisch, wie die massenhafte Einfuhr ausländischer Waren Menschen ihre Existenzgrundlage entzieht – und zur Auswanderung zwingt. Flugblätter tragen auch diese Kontroverse binnen

weniger Stunden auf die Straßen des Jahres 1848. Für wenige Monate – bis der deutsche Michel von seinem Freiheitsschwindel wieder befreit wird – ist die Zensur aufgehoben; sie ist allerdings schon zuvor durch Anonymisierung oder durch Umwege über das »innerdeutsche Ausland« unterlaufen. Politisch-satirische Flugblätter erleben erstmals in Deutschland eine überbordende Blüte¹. In England hingegen herrscht bereits mit der konstitutionellen Monarchie (seit 1689) ein

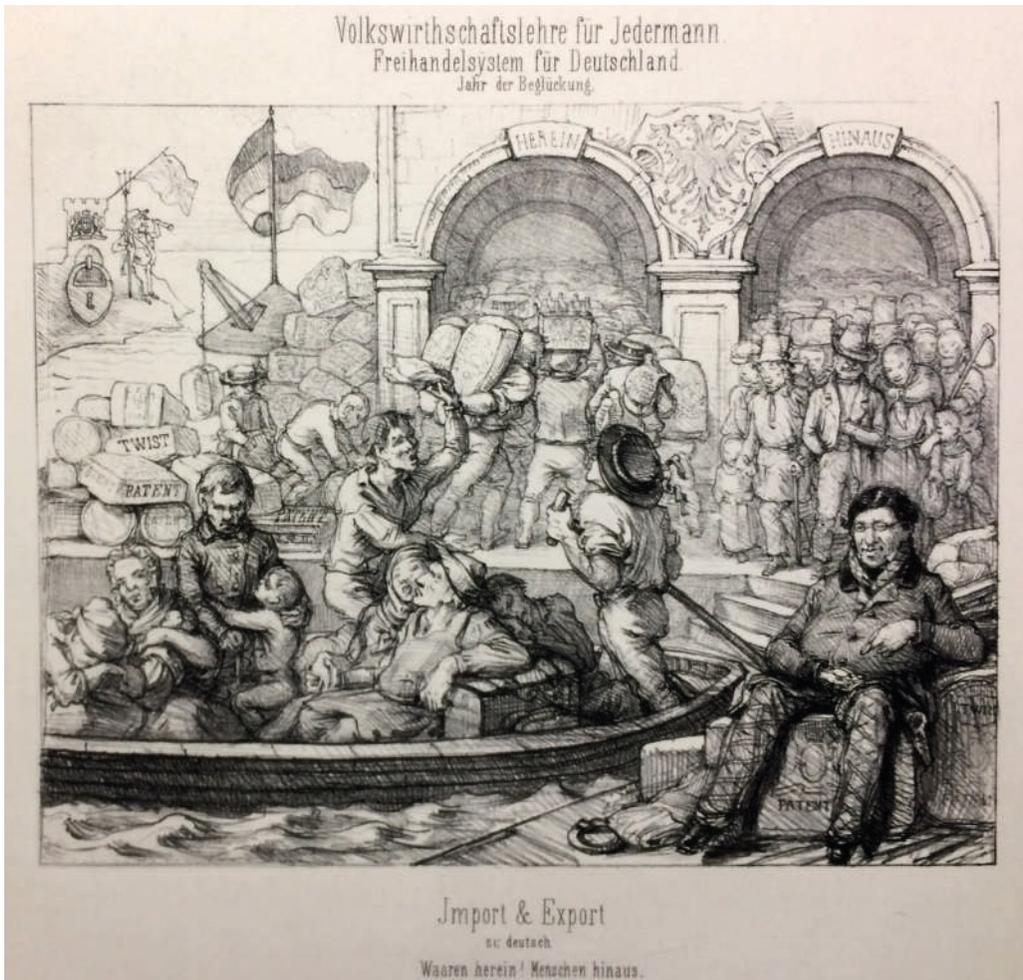


Abb. 1: »Volkswirtschaftslehre für Jedermann«, Frankfurt 1848; in »Mit Zorn und Eifer – Karikaturen aus der Revolution 1848/49«; Reiss-Museum Mannheim 1998, S. 157.

liberaler Umgang mit Presse- und Meinungsfreiheit – »Königshaus, Hof, Minister, Parlamentarier standen unter öffentlicher Beobachtung und wurden durch satirische Bilderbogen kritisiert. Das englische Volk war über alle Standesgrenzen hinweg so vergleichsweise gut informiert und entwickelte ein entsprechendes Interesse an Politik.«²

Auch im übrigen Europa des 18. und 19. Jahrhunderts sind die Vertriebsstände mit Bilderbogen umlagert, die Nachrichtenbörsen funktionieren – mit deutlichen Einschränkungen: Religiöse Erbauung, Wissensvermittlung, Unterhaltung, Sensationen dominieren. Systemverändernd waren die Bilderbogen nicht. Die Ambivalenz von Erziehung durch Information und Stabilisierung politischer Zustände gehört gerade zum Wesen des Bilderbogens.

Die »fliegenden Blätter«, »imagerie populaire«, »Loubki«, »stampe populari«, »Bilderbogen« – die populäre Druckgrafik ist in ihrer quantitativen Verbreitung und in ihrer sozialisierenden Wirkung nicht zu überschätzen. »Die Menschen erhielten bei der Taufe einen »Patentbrief, spielten als Kinder mit Papiertheatern und lernten lesen mit Hilfe von Bilderbogen (ABC), schliefen ein mit Blick auf ein Schutzengelbild und stellten zu Weihnachten die Papierkrippe auf. (...) Die Menschen schmückten ihre Wohnung mit Wandbildern, Städteansichten, und nach ihrem Tod erinnerte schließlich ein gedrucktes Sterbebild an das vergangene Leben. Wie kaum einem anderen kulturhistorischen Gegenstand wohnt gerade den Zeugnissen der populären Druckgrafik aus der Zeit zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert eine über diese Epoche hinausreichende kulturelle und gesellschaftliche Relevanz inne, denn sie künden in dichtester Weise von Wertvorstellungen und Weltanschauungen vergangener Zeiten. Ferner sind die Druckgrafiken Zeugnisse für die Popularisierung und Demokratisierung von Kunst und Kultur, da sie in allen Schichten massenhaft verbreitet waren.«³

Die vermutlich erste Ausstellung populärer Druckgrafik zeigte 1913 in Rußland etwa 200 Bogen u.a. russischer, japanischer, tatarischer Herkunft.⁴ Die Bilderbogen waren bereits zu Sammelobjekten geworden. Sie wurden in großformatigen Bänden zusammengestellt (z.B. Münchener

Bilderbogen, Imagerie D'Épinal u. a.), ihre Nachfolger fanden Eingang in Zeitungen und Zeitschriften: Winsor McCays »Little Nemo«, »Little Sammy Sneezes« und »Dreams of the Rarebit Fiend« ebenso wie Lionel Feiningers »The Kinder-Kids«; sie schmückten die Titelseiten des »Le Petite Journal«, waren zentraler Bestandteil satirischer Zeitungen wie »L'Assiette au beurre«, »Simplicissimus«, »Der wahre Jakob« oder wurden anschauliche Beispiele technischen, geografischen und historischen Wissens in Lexika. Comics, Modellbaubögen, Graphic Novels, Pop-up-Bücher sind aktuelle Erben der Bilderbogen.⁵ Mit der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert (s. Abb. 2) findet die damals bereits 500jährige Geschichte des Bilderbogens, die zugleich die einer einschneidenden technologischen Entwicklung (Buchdruck, Papierherstellung, Druckverfahren) ist, keineswegs ihr Ende.

Papier, vor mehr als 2000 Jahren in China aus den Fasern des Papiermaulbeerbaums hergestellt und später mit Hanf und Textilabfällen vermischt, diente nicht nur als »Beschreibstoff«, sondern man fertigte daraus Fenster und Türen, Laternen, Papierblumen, Fächer und Schirme – ein Spektrum, das, noch erheblich erweitert, später im 18. und 19. Jahrhundert Papiermühlen und Druckanstalten zu einträglichen Industrien wachsen ließ. Über die Seidenstraße gelangte die Papierherstellung in die arabische Welt, wobei als Rohstoff Hadern bzw. Lumpen (»Haderlump« / s. Abb. 3) – gebrauchte, im Recyclingverfahren zerkleinerte Textilien – zunehmend dominierten. Noch im 8. Jahrhundert entstanden Papiermühlen in u.a. Kairo, Hama, Damaskus. Papyrus und Pergament wurden zunehmend ersetzt, denn Papier war »geduldiger«, fälschungssicherer und vor allem leichter herstellbar. Entscheidend war die zunehmende Verschriftlichung nicht nur in Form kostbar illuminierten Koran-Handschriften, sondern der wachsende Papierbedarf für Handel, Verwaltung, Recht, Wissenschaft und privaten Alltag.⁶

Über Nordafrika gelangte die Technologie der Papierherstellung im 13. Jahrhundert nach Spanien (Cadix, Sevilla, Toledo) und in die Nachbarländer (Nürnberg: seit dem 14. Jahrhundert Zentrum nördlich der Alpen). Bereits im 14. Jahrhundert setzte mit dem Niedergang der ägyptischen und syrischen

Papierindustrie von hier der Export aus den Lumpenstempferwerken und Papiermühlen in die arabische Welt ein. Der bislang für den Stoffdruck verwendete Holzschnitt wurde bald für Kartenspiele, Andachtsbilder und Landkarten u.a. genutzt, denn der Papierverkauf an Kanzleien, Klöster und Universitäten war nicht hinreichend einträglich. Vor-

rangig fanden sich aber die Bilderfolgen der Kirchenfenster und Fresken zunächst nun in Armenbibeln (biblia pauperum) und auf Bilderbogen: einseitig bedruckte Einblattbogen mit einem Bild oder eine Bilderfolge, meist mit Untertitelung, per Hand oder Schablone koloriert oder schwarzweiß zum eigenhändigen Kolorieren, in der Regel großformatig.



Abb. 2: Straßenbild im Jahre 1900, A. Schmedhammer, Münchener Bilderbogen Nr. 1182, 1895; Privatsammlung Robert Karge.



Abb. 3: Kolporteur – Reisender Händler, der Bilderbogen verkauft oder gegen Lumpen für die Papiermühlen eintauscht (Moskau 2.H.19.Jh.). Aus »le loubok...« (Vgl. Fußnote 3), S. 142.

Im 15. Jahrhundert wird es jedoch bald »irdischer«: Spielkarten, Herrscherporträts, Naturwunder und -katastrophen, Spottbilder auf Liebe, Ehe und Familie, Moritaten, Schlachtenszenen, Hinrichtungen finden sich neben den religiösen Motiven. Um 1500 werden populäre Blätter von den größten Künstlern der Zeit entworfen: Hans Sachs, Sebastian Brant, Hans Burgkmair und Albrecht Dürer.⁷ Dürers Holzstich eines Nashorns (1515) wird auf einem Flugblatt ungezählte Male vervielfältigt; sein Christophorus (1503/4) sorgt für den ersten bekannten Prozeß um Raubkopien und Copyright: Marcantonio Raimondi hatte 1506 in Venedig diese Graphik in einem Kupferstich kopiert – abgekupfert – und mit AD signiert. Dürer reist nach Venedig, verklagt Raimondi, der dann zwar die Kopie weiter verbreiten darf, allerdings ohne Dürers Signatur.⁸ Zahlreiche Bogen mit reformatorischer und gegenreformatorischer Agitation kennzeichnen das beginnende 16. Jahrhundert als Bestandteile der vermehrt aufkommenden aktuellen Informationen – und Agitation – auf Einblattgedrucken.

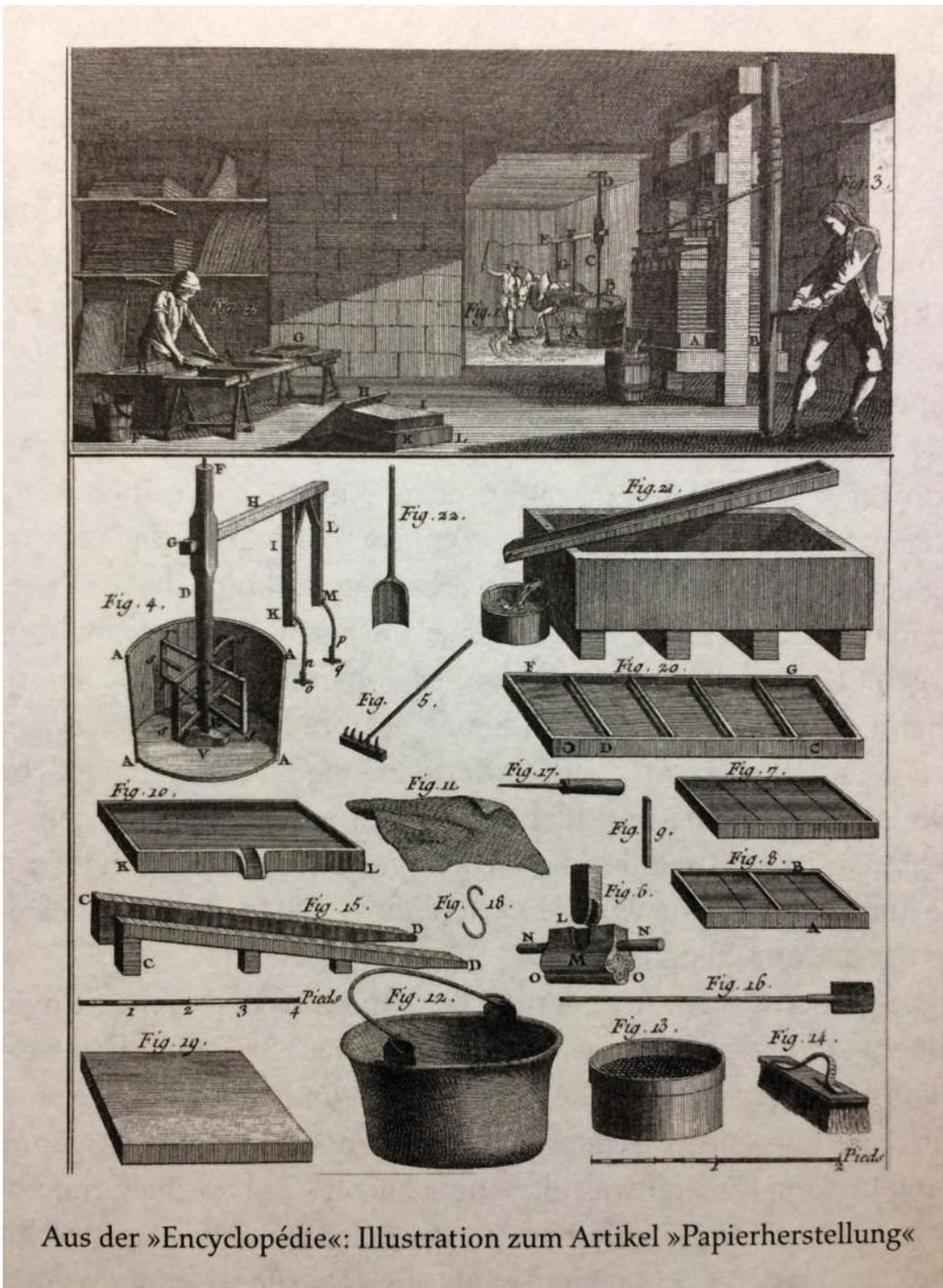
Neben dem Holzschnitt und dem verfeinerten Holzstich werden im 17. Jahrhundert die aufwendigeren Kupferstiche und Radierungen in der populären Druckgrafik eingesetzt. Mit diesen Techniken teilte sich der Kreis der Abnehmer. Der gröbere Holzschnitt bediente »weiterhin das ländliche Publikum. Der in Kupfer gestochene Bilderbogen (...) wandte sich ans Stadtvolk. In den Kupfern wurden Modetorheiten, barockes Festgepränge, höfische Szenen, moralisierende Allegorien verbreitet.«

Daneben wurde auch der Dreißigjährige Krieg dokumentiert. Waffenbilder, Soldatenleben, Marodeure, Mißhandlungen wurden abgebildet, erreichten jedoch nicht die Eindringlichkeit der »Schrecken des Krieges« wie sie Jacques Callot schilderte. Bedeutende Verleger solcher und anderer Kupferstiche und der nach ihnen gefertigten Holzschnitte waren der Nürnberger Paulus Fürst (1605-1666) und der Augsburger Albrecht Schmidt (1667-1744), der bereits in sein Produktionsprogramm Kinder und Jugendliche als Konsumentenkreis aufnahm – eine weitere Differenzierung der Käuferschichten, die für die nachfolgenden zwei Jahrhunderte bestimmend wurde.

Kinder sind zwar schon seit fünfzehnten. Jahrhundert u.a. mit Klappbildern, Ankleidefiguren und Spielen im Blick. Das Zeitalter der Aufklärung aber – das 18. Jahrhundert – entdeckt die Kindheit (Rousseau »Emile oder über die Erziehung«, 1762) und die Bildung – Bildung im wortwörtlichen Sinn. Denn das Bild spielt z. B. bei den beiden herausragenden Enzyklopädisten Denis Diderot und Friedrich Justin Bertuch eine hervorragende Rolle. Dabei konnten sie z.T. auf frühere Publikationen zurückgreifen: z.B. Comenius' (1592-1670) »Orbis sensualium pictus/Die sichtbare Welt« und Albertus Sebas (1665-1739) »Das Naturalienkabinett«. Diderot, d'Alembert und Jaucourt, die namhaftesten und rührigsten Enzyklopädisten, schufen mit »Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers« (1751-1780) das wichtigste Werk der europäischen Aufklärung. Die 28-bändige »Encyclopédie« vereinigt das gesamte Wissen der damaligen Zeit in Folioformat, ergänzt durch 17 Textbände und 11 Bände mit Kupferstichen. Dieses »Maschinengewehr der Aufklärung« war ein Angriff auf Absolutismus, staatliche Willkür, Zensur, Herrschaft der katholischen Kirche, Denkverbote.⁹

Die Bilder waren alles andere als Beiwerk: »Der Blick auf den Gegenstand oder auf die Darstellung desselben sagt mehr als eine Seite voller Erläuterungen« (Diderot). Ein Hauptanliegen war die gesellschaftliche Aufwertung von Gewerbe und Handwerk. Louis-Jacques Goussier, der allein über 900 Tafeln signierte, verbrachte mehrere Wochen in einer Papiermühle, ehe er den Artikel »Papeterie« schrieb (s. Abb. 4). Die Kupfer sind natürlich keine Einblattgedrucke/Bilderbogen im engeren Sinn, sie machten jedoch ein großes Spektrum an Illustrationen zugänglich, die sowohl in die boomende illustriertenlandschaft des 18. Jahrhunderts. Eingang fanden, in Lexika aufgenommen oder aber für Bilderbogen kopiert und in Schulen als Anschauungsmaterialien verwendet wurden.

Das Zeitalter der Aufklärung fand daneben ihren bildlichen Niederschlag in einer Blüte erotischer (Literatur-)Illustrationen (»Decamerone«, »Histoire de Dom B.« (1748), »Annee Galante« (1775), »Die philo-



Aus der »Encyclopédie«: Illustration zum Artikel »Papierherstellung«

Abb. 4: Papierherstellung/Enzyklopädie, in: Müller »Weisse Magie« (Vgl. Fußnote 6), S. 193.

sophische Therese« (1785), »Justine« (de Sade), Kupfer nach Giulio Romanos Zeichnungen zu Aretinos erotischen Sonetten), die vermutlich auch als Einzelblätter vertrieben und bis in die Gegenwart variiert werden.

Friedrich Johann Justin Bertuch (geb. 1747 in Weimar), Schriftsteller, Verleger, Theolo-

ge, erfolgreicher Unternehmer, Rechtswissenschaftler, Beamter unter Anna Amalie und ihrem Sohn, gab – neben dem »Journal des Luxus und der Moden« – ab 1792 das »Bilderbuch für Kinder« heraus mit der Absicht »...den frühesten Unterricht des Kindes durch's Auge anzufangen, und ihm soviel gute und richtige Bilder und Figuren

als man nur kann, vor das Gesicht zu bringen.« Alle Abbildungen und Erläuterungen erschienen in scheinbar chaotischer Reihenfolge. Tatsächlich war dieses Chaos bewußt gewählt, weil Bertuch strenge Kontextfolge als abträglich für die Aufmerksamkeit der Kinder ansah. Unter Nutzung des »weimarer fürstlichen, freyen Zeicheninstituts« erschienen zunächst preiswerte Broschüren mit je fünf Tafeln mit unkolorierten Kupfern, eine teurere sorgfältig handkoloriert. Bis 1830 erschienen zwölf großformatige Bände (aus je 20 Heften) mit je 200 erklärenden Textseiten sowie 100 Tafeln mit 500 teils handkolorierten Kupferstichen, die Verwendung in Schulen fanden, in Teilaufgaben in englischer, französischer und italienischer Sprache für den Export bestimmt waren. »Kupfer und Kommentare ergaben in ihrer Gesamtheit ein Kompendium des Wissens der Zeit, und noch heute gilt das Werk als maßgeblicher kulturhistorischer Querschnitt des ausgehenden 18. Jahrhunderts.«¹⁰

Daß um die Wende zum 19. Jahrhundert die Hochzeit der Bilderbogen bzw. Flugblätter einsetzt, hat zahlreiche Gründe. Der Fundus an Motiven und Vorlagen hat sich erheblich erweitert, der Buchdruck ist perfek-

tioniert, zugleich haben die napoleonischen Kriege, das erwachte Nationalbewußtsein sowie die von der Aufklärung inspirierten Bildungsbestrebungen des Bürgertums das Informationsinteresse des Publikums gesteigert. Die Papiermühlen haben von den Wespen gelernt: Holz als Ressource ersetzt zunehmend die Lumpen, die primär aus den eher städtischen Räumen durch die »Haderlumpen« bezogen wurden, so daß sich nun auch in ländlichen, wald- und wasserreichen Gebieten Papiermühlen und Druckanstalten rentabel ansiedeln bzw. erweitern können. Zugleich wachsen die Vertriebsmöglichkeiten u.a. durch Eisenbahnen. Schließlich hat die Erfindung der Lithografie (Sennefelder, 1797/98) das Druckverfahren vereinfacht, wenn auch der Holzdruck noch lange erhalten bleibt. Hunderte Imprimerien entstehen von Schweden bis Malta, von Spanien bis Rußland. Sie gründen direkt angeschlossene Verkaufsläden, Niederlassungen in großen Städten des In- und Auslandes; von dort wurden andere Orte, Jahrmärkte, Wallfahrtsorte etc. mit Bogen versorgt, die an Ständen oder von den fliegenden Händlern zum Verkauf angeboten wurden.



Abb. 5: »Des Mondes de Papier«. L'imagerie de Wissembourg. Musees de la Ville de Strasbourg, Strasbourg 2010, S. 121.

Im kleinen Wissembourg ist die Druckanstalt Wentzel (seit 1835) die einzige prosperierende Industrie mit 60 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Ihre Bogen – bis zu zwei Mio. werden jedes Jahr bis in die arabische Welt (s. Abb.5) ausgeliefert – zeugen von einer herausragenden Zeichenkunst. Die Imagerie Pellerin/Epinal, die bereits seit dem 17. Jahrhundert die (Holz-)Druckstöcke für den Stoffdruck auch für Bilderbogen nutzt, beschäftigt 1845 fast 100 Personen (darunter bis zu 60 Kinder zum Kolorieren der Bogen), die bis zu einer Million Bogen im Jahr produzieren. In Berlin konkurrieren zeitweise über 30 Druckanstalten. Ihr Repertoire – pars pro toto: ABC-Bogen, Aktualitätenbogen, Allegorien, Ankleidepuppen, Ansichtbogen, Ausschneidebogen/Aufstellungsbilder/Soldaten, Bildergeschichten, Bonboncouverts, Christbaumschmuck, Lebkuchenbilder, Stammbuchblätter, Fächer, Glückwünsche, Guckkastenbilder, Kartenspiele, Krippenbogen, Lampenschirme, Lotteriebilder, Modellierbogen, Papiertheater, Schießscheiben, Schulheftumschläge, Spielebogen, Willkommensschilder, Wirtshausbilder, Ziehfiguren...¹¹⁾.

Diese ganze Welt auf Papier, dieses extrem vergängliche, aber Generationen sozialisierende Material, hat erfreulicherweise Sammler und Museen so sehr fasziniert, daß auch heute »Der Blick auf den Gegenstand oder auf die Darstellung desselben mehr sagt« als diese Seiten »voller Erläuterungen«. Das Museum für Deutsche Volkskunde Berlin, das Heimatmuseum Neuruppin, die Musées de la Ville de Strasbourg, die Imagerie Pellerin in Epinal, das Reiss-Museum Mannheim, das Feld-Haus-Museum für populäre Druckgrafik/Dependance des Clemens-Sels-Museums Neuss, das Wien Museum Karlsplatz, die Sammlung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, um nur die wichtigsten zu nennen, laden zum Besuch ein.

Anmerkungen

- 1 Angelika Iwitzki, »Europäische Freiheitskämpfe. Das merkwürdige Jahr 1848. Eine neue Bilderzeitung von Gustav Kühn in Neuruppin«, Berlin 1994.
- 2 »Napoleon – Genie und Despot«, Stiftung Brandenburger Tor 2006 und Wilhelm Busch Museum, Hannover 2007.
- 3 Katalog Feldhaus-Museum für populäre Druckgrafik. Clemens-Sels-Museum Neuss, o.J.
- 4 »le loubok. L'imagerie populaire russe. XVIIe-XIXe siècles«, Leningrad 1984, S. 5.
- 5 siehe u.a. »Paläste, Panzer, Pop-up-Bücher«, Badisches Landesmuseum Karlsruhe 2009; »Zur Geschichte des Kartonmodellbaus«, Möckmühl 2010; »Pop-up-Bücher und Papiermechanik«, Sammlung Walter Ruffler; Zeitungsmuseum Wadgassen (bis 15. Januar 2015).
- 6 Lothar Müller »Weisse Magic – Die Epoche des Papiers«, München 2014.
- 7 Hans Dieter Schreeb »Bilderbogen und ihre Verleger«, *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Nr. 61 vom 31. Juli 2001.
- 8 »Nur Papier und doch die ganze Welt«, 200 Jahre Graphische Sammlung Staatsgalerie Stuttgart, S. 51.
- 9 »Diderots Enzyklopädie mit Kupfertafeln aus den Tafelbänden«, Ediert v. Anette Selg & Rainer Wieland; Die Andere Bibliothek, o.J.
- 10 Friedrich Justin Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Das illustrierte Wissen des 18. Jahrhunderts, Darmstadt 2012/14.
- 11 »Die grosse Welt in kleinen Bildern«. Berliner Bilderbogen aus 2 Jahrhunderten, Ausstellungskatalog Märkisches Museum, Berlin 1999.

Schon wieder? Rechtschreiben, Recht schreiben und nicht recht schreiben können

Aus Anlaß einer Neuerscheinung

Von Herbert Wender

»Die Geschichte der neuhochdeutschen Rechtschreibung beginnt mit der Anwendung des Buchdruckes«, eröffnet der Vorsitzende eines österreichischen Lehrervereins 1870, nach einer Dekade heftiger Auseinandersetzungen um konkurrierende Schulbuch-Orthographien, seine »historische Studie«: »Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung«.¹ Man kann indessen noch sehr viel weiter zurückgreifen in die Geschichte der Schrift:² ohne die Erfindung des Wortzwischenraums zu Zeiten der *scriptura continua* keine Probleme der Getrennt- oder Zusammenschreibung, ohne Ausdifferenzierung der Minuskelschrift kein Problem mit der Groß-Kleinschreibung, ohne Markierung der Vokallänge kein Problem mit der Bohne und dem Tone, usw.

Das grundlegende Problem der Zuordnung von Buchstaben bzw. Buchstabenfolgen zu Lauten und Lautfolgen wird in der zitierten Abhandlung an verschiedenen frühen Drucken der Lutherbibel (1524, 1526 und 1545) demonstriert: »seyne bruder – seine Brüder; die ortter – die örtter – die örter; do heyst – do heist – da heißt; junkfraw – Jungfraw«. Es folgen Beispiele für barocke Buchstabenhäufungen (»unndt, khunt, auff, tzu, deutzsch, todt«) und für wilden Majuskelgebrauch (»esselben tages Syndt kommen«).

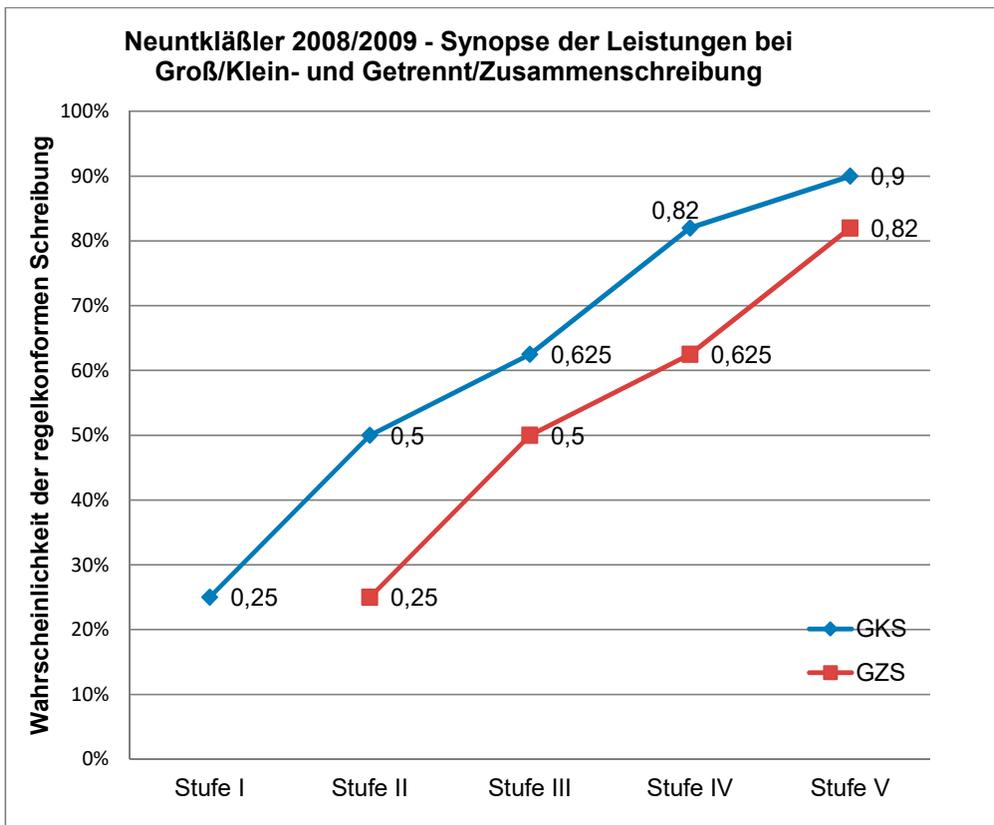
Angesichts derart willkürlichen Schreibgebrauchs war jede Schreibregel besser als die herrschende Regellosigkeit. Die Systematiker des 18. Jahrhunderts (Gottsched, Adelung) beschnitten energisch den Wildwuchs und bereiteten so den Weg zu einer »vernünftigen« Orthographie, Schriftsteller wie Wieland, Goethe und Schiller schärfen das ästhetische Empfinden, indem sie Wert legten auf das einheitliche typographische Erscheinungsbild ihrer Schriften. In der Folge entwickelte sich im 19. Jahrhundert die Rechtschreibung zu einer besonderen Do-

mäne des Sprachunterrichts: »Die Grammatik aber wirkt auf den Schreibgebrauch am mächtigsten durch die Schule. Die Angewöhnung durch Lernen ist stärker, als die durch Lesen.«³

Doch schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Rechtschreibunterricht – von Lehrern wohl mehr noch als von Schülern – als eine besondere *Crux* empfunden, was zu einem rapiden Anstieg der »Reformbestrebungen« führte, die mit der länderübergreifenden Verständigung von 1901 beileibe kein Ende fanden. Bereits ein Jahrzehnt später wurde die Rede vom »Kreuz der Schule«⁴ wieder aufgenommen:

»Die deutsche Rechtschreibung ist ein wahres Schulkreuz: denn wenn man die Zeit, die dafür aufgewendet wird, den Ärger, den sie Eltern und Lehrern bereitet, die Tränen, die um ihretwillen vergossen werden, summieren könnte, man würde erschrecken über das Unheil, das dieser Unterrichtsgegenstand anrichtet.«⁵

Solchem Schrecken abzuhelfen, wurde fast ein Jahrhundert lang immer wieder gefordert, Regeln, denen selbst Akademiker nicht in allem fehlerfrei zu folgen vermöchten, fallenzulassen oder zu modifizieren: 1924 wird in der Schweiz der »bund für vereinfachte rechtschreibung« gegründet (»minimalprogramm«: Kleinschreibung aller Wörter); 1931 beschließt der Bildungsverband der Deutschen Buchdrucker in Erfurt ein ziemlich radikales »Rechtschreibungsprogramm«, das in manchem an Klopstocks Fragment »Von der Schreibung des Ungehörten«⁶ erinnert; weniger radikal waren die »Vorschläge zur Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung, die von der 1941 eingesetzten NS-Orthographiekommission erarbeitet wurden; der Vorschlag einer gemäßigten Kleinschreibung fand sich dann wieder in den Stuttgarter »Empfehlungen zur Erneuerung der deutschen Rechtschrei-



Wahrscheinlichkeit korrekter Schreibungen bei den Aufgaben zur Groß- und Kleinschreibung und zur Getrennt- und Zusammenschreibung in den fünf Kompetenzstufen: IQB- Erhebung zur Rechtschreibung (2008/2009). Aus: Uwe Grund: Orthographische Regelwerke im Praxistest (Anmerkung 10).

bung«, die sich aber gegen den Einspruch so namhafter Schriftsteller wie der Nobelpreisträger Thomas Mann und Hermann Hesse nicht durchsetzen konnten.

Nach dem vergeblichen Versuch einer deutschen Kulturrevolution in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren schien die Zeit immerhin reif für einen neuen Anlauf zu einer reformierten Orthographie. Doch jene Reform, die dann schließlich 1998 auf dem Erlaßweg an den bundesdeutschen Schulen durchgesetzt wurde, war alles andere als revolutionär. Das Versprechen aber blieb wie eh und je: Richtiges Deutsch zu schreiben werde einfacher:

»Die Neuregelung der Rechtschreibung orientiert sich vor allem an den Bedürfnissen von Schülerinnen und Schülern und hat insgesamt den ‚Normalbürger‘ im Blick. [...] Sie macht übersichtlicher, logischer und transparenter und wird das Schreiben erleichtern, ohne die kulturelle Tradition zu schmälern.«⁷

An diesem Punkt nun setzt der Saarbrücker Germanist Uwe Grund an, der zuvor durch ein langjähriges Forschungsprojekt

zur Geschichte der sprachlichen und literarischen Bildung hervorgetreten war.⁸ Sein Ansatz, den er bereits vor zehn Jahren in den »Saarbrücker Heften«⁹ vorgestellt und jetzt in umfangreicher Ausarbeitung als Buch vorgelegt hat¹⁰, ist im Prinzip sehr einfach: Um zu prüfen, ob die Reform in der Schule das leiste, was versprochen worden war, müsse man die Frage stellen, ob das neue Reglement von heutigen Schülern besser beherrscht werde als das frühere, in den Grundzügen auf den Vereinbarungen von 1901 beruhend, von den Schülergenerationen bis etwa 1990. Doch bevor wir uns Grunds »Praxistest« zuwenden, wollen wir uns kurz der Tücken des Lernstoffs erinnern.

Überlegen wir zunächst, wann groß und wann klein geschrieben wird, bevor wir fragen, ob groß- und kleingeschrieben jeweils zusammengeschieden oder ob »groß und klein geschrieben« besser getrennt geschrieben wird.

In Beiträgen zum (f/F)ür und (w/W)ider der Rechtschreibreform sind im (a/A)lgemeinen die Beispiele das (i/I)nteressanteste. Im besonderen Fall jedoch – im (b/B)esonderen also – mag die argumentative Funktion eines Beispiels interessanter sein als das Beispiel selbst, in nicht wenigen Fällen vielleicht sogar am (i/I)nteressantesten ...

Mein persönliches Lieblingsbeispiel steckt in der Frage: Ist die Reform – von den Machern – schlecht gemacht, oder wird sie – von ihren Kritikern – schlechtmacht. Für die Probleme der Getrennt- oder Zusammenschreibung kann man indes auch ein selbstreflexives (selbst reflexives?) Beispiel anführen: Sollte man getrenntschreiben nicht besser getrennt schreiben? Und entsprechend zusammenschreiben zusammen schreiben? Oder sollen wir alle zusammen alles mögliche getrennt schreiben, auch das Zusammenschreiben, wenn es denn in Verb-Stellung auftritt? Also »Zusammenschreiben« nur dann zusammen schreiben, wenn es substantiviert ist? Logischer wäre wohl, daß man in diesem Fall das getrennt geschriebene »zusammen schreiben« zu einem Zusammen-Schreiben substantiviert.

— — —

Der Fallstricke waren immer schon genug zur Hand, wenn man jemanden aufs Kreuz legen wollte, indem man, kreuz und quer durchs Gebiet der Rechtschreibregeln schweifend, knifflige Diktattexte konstruierte.¹¹ Aber war das jemals oder ist das gegenwärtig die Absicht von professionell Unterrichtenden? Mit dieser Richtigstellung kommen wir zu der Frage zurück, ob es denn neuerdings wenigstens tendenziell einfacher geworden ist, diktiierte Texte korrekt niederzuschreiben. Ihrer Beantwortung stehen jedoch in der Praxis erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Es klingt resignierend, wenn die Autoren der »Internationalen Grundschul-Lese-Untersuchung« (IGLU) zum Ergebnis der sogenannten Rechtschreibreform, die am Ende des letzten Jahrtausends realisiert wurde und die Fülle der Schreibregelungen etwas reduzierte«, feststellen:

»Sind dadurch die Rechtschreibleistungen besser geworden? Wir wissen es nicht, da keine Längsschnittuntersuchungen vorliegen.«¹²

Ohnehin kann man sich aber fragen, wie aussagekräftig in diesem Fall Längsschnittstudien sein können, haben sich doch wichtige Parameter nicht unerheblich gewandelt, z.B. der Erstlese- und -schreibunterricht, die Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen und vermutlich auch Rechtschreibsicherheit und Sprachbewußtsein von Eltern und Lehrkräften. Wer annimmt, daß solche Faktoren übermächtig sind, muß jede Regelreform für überflüssig halten: Um den negativen Einfluß schwacher Rechtschreibleistungen zu mindern, genügt es, die Bewertungsmaßstäbe zu lockern.

Diejenigen aber, die sich für den Weg einer Veränderung der Regeln entschieden, setzten voraus, daß nach Vereinbarung »bessere« (im Sinne von: besser einsehbarer, erlernbarer oder beherrschbarer) orthographischer Regeln die Schülerinnen und Schüler leichter lernen könnten, »richtig« (im Sinne von: regelkonform) zu schreiben. Schon bald nach Beginn der Einführung neuer Regelungen wurden jedoch kritische Stimmen aus der Praxis laut: Das proklamierte Ziel werde nicht erreicht, ja es handle sich noch nicht einmal um ein Nullsummenspiel, denn unter den Bedingungen der Reform seien mehr Fehler neu anzukreiden als alte nicht mehr.¹³

Auf eine vergleichsweise breite empirische Grundlage stellt nun Uwe Grund seine Aussagen zu den Ergebnissen des Rechtschreibunterrichts in den 1970er und 1980er Jahren und zur Vergleichbarkeit der Rechtschreibleistungen vor und nach der Reform. Aus den vier Schuljahren zwischen 1969 und 1973 liegt ihm u. a. eine Sammlung von Diktat-Aufgaben vor, die in den Eingangsklassen niedersächsischer Gymnasien gestellt worden waren. Die Leistungen der Schülerinnen und Schüler sowie deren Korrektur von Lehrerhand sind jeweils in Klassenstärke dokumentiert. Ausgewertet wurden insgesamt 383 Diktatniederschriften: »In 62.874 Schreibhandlungen unterliefen den Fünftkläßlern 1.417 Rechtschreibfehler (ohne Berücksichtigung der Interpunktion).« (S. 23) Bezieht man diese Fehlschreibungen auf die Gesamtzahl der diktiierten Worteinheiten, ergibt sich als Fehlerquote 2,25 %.

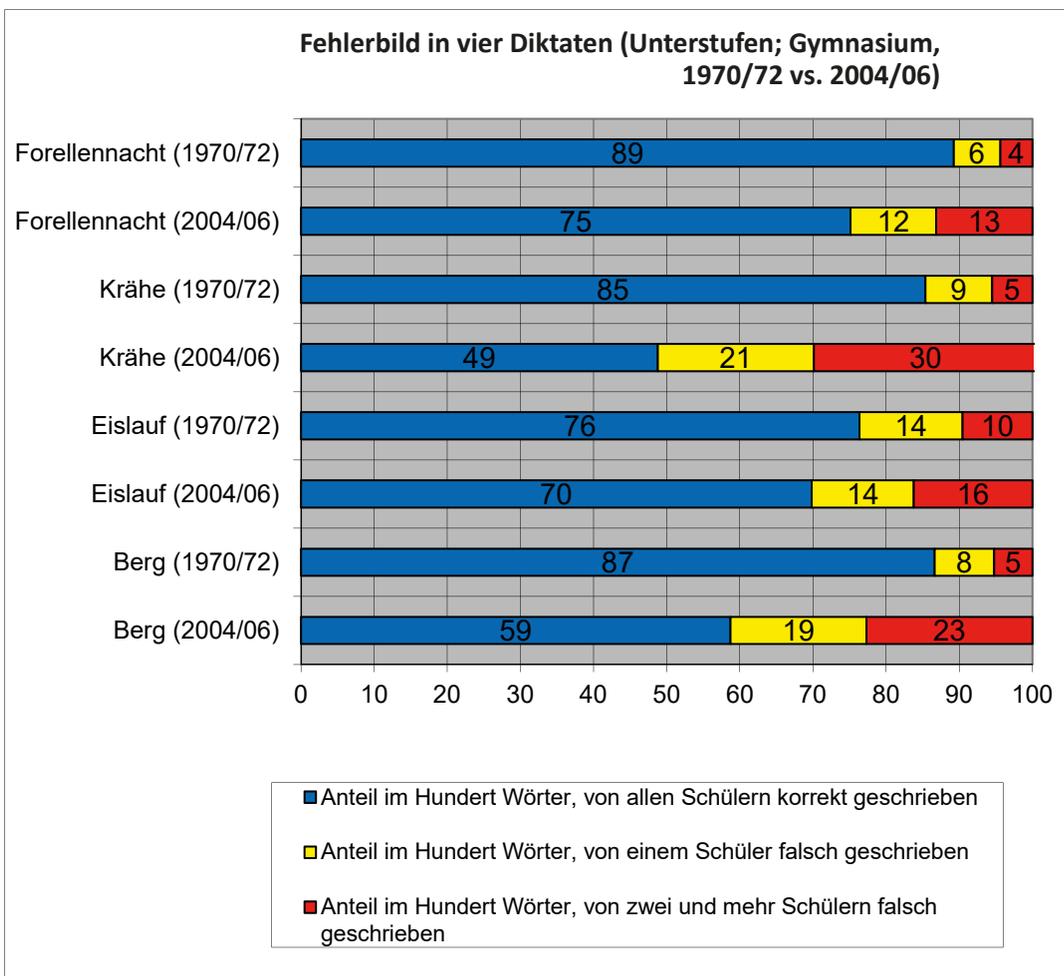
Je nach Umfang (zwischen 134 und 216 Worteinheiten) und Schwierigkeitsgrad des Diktats waren von der Lehrkraft im Klassendurchschnitt maximal sieben Fehler (14)

zu beanstanden; das arithmetische Mittel, bezogen auf alle Diktatniederschriften, liegt (aufgerundet) bei vier Fehlern je Arbeit. Um die Rechtschreibleistung der Fünftkläßler Anfang der 1970er Jahre entsprechend der Schulnotenskala zu bewerten, benutzt der Autor das heute übliche Verfahren der Vergabe von maximal 20 Rohpunkten je Arbeit, wobei für jeden orthographischen Fehler ein Punkt abgezogen wird. Maximal erreichbar waren also $383 \times 20 = 7.660$ Punkte, erreicht wurden 1.217 weniger und damit 81,5%, was die Durchschnittsnote »gut« ergibt.

Noch vor jeder weiteren Differenzierung dieses Befundes lassen sich aus dieser statistischen Erhebung zwei Schlüsse ziehen, ein bildungspolitischer und ein bildungsökonomischer: Einerseits widerlegt der Befund eine Prämisse, die der politischen Entscheidung zur Reform zugrundelag, nämlich die Annahme, die hergebrachten orthogra-

phischen Konventionen würden akzeptable Rechtschreibleistungen verhindern; andererseits kann man die Fehlerquote als Maß für den Gesamtkorrekturaufwand benutzen. Ausweislich der relativ guten Ergebnisse des traditionellen Rechtschreibunterrichts hielt sich vor der Reform der Aufwand für Durchsicht des Korpus, Markierung der Normabweichungen, Klassifizierung am Rand der Niederschrift und Nachkontrolle der »Verbesserungen« in recht engen Grenzen.

Es ist hier nicht möglich, die Ergebnisse von Grunds zahlreichen Einzelauswertungen und Fallstudien zu referieren oder auch nur zusammenzufassen. Ein zweites Korpus, das ihm aus den frühen 1970er Jahren vorliegt, umfaßt Diktate und Aufsätze von Sechstkläßlern niedersächsischer Gymnasien. Damit vergleicht er die Ergebnisse, die in den 1970er und 1980er Jahren für



Veränderungen des Fehlerbildes in Vergleichsdiktaten (Gymnasium; 1970er vs. 2000er Jahre) – Werte gerundet.
Aus: Uwe Grund: Orthographische Regelwerke im Praxistest (Anmerkung 10).

dieselbe Altersstufe in einer landesweiten Längsschnitt-Untersuchung an DDR-Einheitsschulen erhoben wurden, sowie entsprechende Aussagen einer Studie an Primarschulen im Kanton Zürich. Für die Rechtschreibleistungen in 9. und 10. Klassen vor der Reform kann man sich nur auf die bereits erwähnte DDR-Untersuchung stützen; Vergleichswerte für die Jahre nach Einführung der neuen Rechtschreibregeln kann man aus der DESI-Studie (Deutsch-Englisch-Schüler-Leistungen-International 2003/04) sowie aus dem IQB-Ländervergleich (Institut für Qualität im Bildungswesen, 2008/09) gewinnen. Für die Abschlußklassen der Gymnasien schließlich wertet der Autor für die Zeit vor der Reform Daten aus, die in der Schweiz erhoben worden sind (Abiturklassen 1962 bis 1990), für die Zeit nach der Reform benutzt er die Untersuchung von Brandenburger Abiturarbeiten (2000 bis 2002).

Betrachtet wird neben der Fehlerrate in diversen Korpora (vor der Reform insgesamt ca. 2,9 Mio. Worteinheiten, nach der Reform geschätzte 3,1 Mio. Worteinheiten; vgl. S. 221f.) vor allem das Fehlerprofil. Es gibt Aufschluß darüber, ob sich nach der Reform eine Verminderung der Fehleranfälligkeit gerade in den prominenten Reformbereichen der Groß- und Kleinschreibung sowie der Getrennt- und Zusammenschreibung beobachten läßt. Das ist nicht der Fall. Im Gegenteil: Sobald man die »Fehlerkarrieren« einzelner Lexeme und einzelner Fallgruppen verfolge, zeige sich ein frappanter Anstieg des einschlägigen Fehlerpotentials. Im Resümee stellt der Autor einige markante Beispiele zusammen:

»In Vergleichsdiktaten blieben in den 1970er Jahren Wörter wie flügelschlagend und herausgezogen und Wendungen wie ein Stein nach dem anderen im Klassenverband fehlerfrei. Gleiches gilt für das Syntagma Artikel + adjektivisches Attribut + Substantiv (die besten Schlittschuhläufer), bei dem elf von 27 gymnasialen Unterstufenschülern nach der Reform das Attribut mit Majuskel schreiben. Das Tempusadverb nachmittags schrieben in einem Unterstufendiktat anfangs der 1970er Jahre drei von 27 Schülern falsch, nämlich groß, in den 2000er Jahren 28 von 33 Schülern. Nachts ist in einem normierten Rechtschreibtest von 1968 mit

einer Lösungsquote von 89% ausgewiesen, im [IQB-] Test von 2008/2009 wird montags nur von [...] weniger als 10% der deutschlandweit Getesteten mit »hoher Wahrscheinlichkeit« korrekt geschrieben.« (S. 212)

Dem neuen orthographischen Regelwerk stellt der Autor ein denkbar schlechtes Zeugnis aus. Es lasse sich nämlich »zeigen, daß im neuen amtlichen Regelwerk formulierte Vorschriften zwangsläufig zu Unsicherheiten bzw. zu Rateprozeduren führen« (S. 212). Auch das Gesamtergebnis der Untersuchung, die weniger auf die Kompetenz der Schüler als auf die in der Reform angelegten Effekte abhebt, wirkt ziemlich deprimierend:

»Für die Erklärung der erhöhten Fehleranfälligkeit der Graphie lassen sich also eine Reihe von Ursachen nennen, die im Lehrstoff selbst – den geänderten Normen und ihrer Kodifizierung, dem ‚Input‘ – angelegt sind und die durch den Rezeptionsprozeß auf im einzelnen noch nicht erforschte Weise an Gewicht gewinnen. Eine systematische Sichtung der in den Schulen eingeführten Lehr- und Lernmedien steht aus. Gleiches gilt für die Unterrichtsmethodik, die in den Großtests gänzlich ausgespart bleibt [...].

Nach unseren und allen zu Rate gezogenen Untersuchungen hat die Rechtschreibreform ihren zentralen Zweck der ‚Vereinfachung‘ des Schreibens verfehlt. Sie hat in eine historisch gewachsene Form eingegriffen, ohne den damit verknüpften Anspruch einzulösen. Das amtliche Regelwerk ist in den Schulen ‚ohne Ausweichmöglichkeit‘ eingeführt worden. Wir mußten also den Umweg über die Diachronie nehmen, um zu zeigen, wie prekär das Schreiben geworden ist. Hinreichende Belege erfolgreichen Orthographieunterrichts im Umgang mit einem alles in allem praxistauglichen Regelwerk fanden wir in der Zeit vor der Reform. Insofern verweist unser Umweg über die Geschichte zugleich auf einen Ausweg.« (S. 214)

Anmerkungen

- 1 Alois Egger: Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung. Eine geschichtliche Studie. Wien 1870, S. 1.
- 2 Vgl. Rüdiger Schmitt, Wie der Mensch schreiben lernte... – Die Entwicklung der Schrift im Alten Orient und im Mittelmeerraum?, Saarbrücker Hefte Ausgabe 87, Frühjahr 2002, S. 103–112.
- 3 Wie Anm. 1.
- 4 Der Lehrerstand klagt nicht bloß über das Schwanken in der heutigen Rechtschreibung. Das gesamte Regelwerk derselben mit seinen teilweise aller Logik hohnsprechenden Festsetzungen, seinen zahllosen Inkonsistenzen, welche es unmöglich machen, den orthografischen Unterricht in einer geistbildenden Weise zu erteilen, welche ihn zu einer schalen Gedächtnisübung und dadurch zu einem 'Kreuz der Schule' machen: alles dies ist es nicht minder [...].« (Dt. Sprachwart. Zs. für Kunde und Kunst der deutschen Sprache, Jan. 1875, S. 12).
- 5 Oskar Kosog: Unsere Rechtschreibung und die Notwendigkeit ihrer gründlichen Reform. Berlin/Leipzig 1912, S. 3; zit. nach Silke Mühl: Sprache als Problem in der Schule am Beispiel Orthographie. Ebook 2002.
- 6 Vgl. »Ueber / Sprache / und / Dichtkunst / Fragmente / von / Klostock. Erste Fortsetzung.« (Hamburg 1775), S. [1]; »In Blumenstücken wärdn Blumen, und weiter nichz gemalt. Dem Künstler fils selber nicht in [sic] Traum ein di Gerüche mitmalen zu wollen. / Und gleichwol sinds gemalte Gerüche, was där fon der Orthografi fodert, där auch das Ungehörte geschrieben sen wil.«
- 7 »Dresdner Erklärung« der Kultusministerkonferenz vom 25.10.1996; zit. nach <http://won.mayn.de/rechtschreibreform/n-dre-e.html> (22.2.2017).
- 8 Uwe Grund: Indices zur Sprachlichen und Literarischen Bildung in Deutschland. 5 Bde. München 1991-1995.
- 9 Uwe Grund: Nahaufnahme: Rechtschreibpraxis und Rechtschreibreform. In: Saarbrücker Hefte 96 (2006), S. 76-83.
- 10 Uwe Grund: Orthographische Regelwerke im Praxistest. Schulische Rechtschreibleistungen vor und nach der Rechtschreibreform Berlin: Frank & Timme, 2016 (Sprachwissenschaft, Bd. 31). 248 S., mit zahlr. Abb. u. Tab. 36 EUR.
- 11 Ein Musterbeispiel, das sogenannte Kosogsche Diktat, dokumentiert wikipedia unter »Kosog'sches Diktat«:
https://de.wikipedia.org/wiki/Kosog%E2%80%99sches_Diktat.
- 12 Renate Valtin et al.: Orthographische Kompetenzen von Schülerinnen und Schülern der vierten Klasse im Vergleich der Länder. In W. Bos et al.: (Hrsg.), Einige Länder der Bundesrepublik Deutschland im nationalen und internationalen Vergleich. München 2004, S. 141-164; hier: S. 141.
- 13 Vgl. Theodor Ickler: Die sogenannte Rechtschreibreform. Ein Schildbürgerstreich. St. Goar 1997, S. 130-135: »Vereinfachung – eine Legende«..

Autorinnen und Autoren

Silvia Buss, geb. und aufgewachsen im Ruhrgebiet, Studium der französischen und deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft in Münster, Nancy, Saarbrücken, M.A., freie Journalistin, tätig für *Saarbrücker Zeitung*, *Opus*, *Der Arbeitnehmer*, *Chrismon*, *Süddeutsche*, *Artmapp* u.a., passionierte Alltags- und Rennradfahrerin.

Sabine Graf, Dr., geb. 1962 in Zweibrücken, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität des Saarlandes, Promotion über den Schriftsteller Otto Flake und dessen publizistisches Werk zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung. Arbeitet als Autorin und Kunstkritikerin.

Jörg W. Gronius, geb. 1952 in Berlin, studierte Theaterwissenschaften, arbeitete als Dramaturg und Regisseur. Er schreibt Texte über und für das Theater, vor allem Dramen und Libretti. Für die autobiographisch motivierte Romantrilogie *Ein Stück Malheur* (2000), *Der Junior* (2005) und *Plötzlich ging alles ganz schnell* (2007) erhielt er den Ben-Witter-Preis. Letzte Veröffentlichung: *Traumwohnungen & Götter: Gedichte & Anrufungen*, PoCul-Verlag, Saarbrücken 2014.

Joachim Heinz, geb. 1952, Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Jura in Saarbrücken. Vor seiner Tätigkeit beim Ministerium für Umwelt des Saarlandes war er freiberuflich in der politischen Bildungsarbeit tätig. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte der saarländischen Arbeiterbewegung und der Geschichte des Saarlandes.

Robert Karge, 1945 in Köln geboren. Studium der Theaterwissenschaft, Germanistik, Nordistik und Sozialpsychologie in Köln, München und Stockholm. Promotion zum Dr. phil. mit einer Arbeit über »Theater mit Kindern und Jugendlichen« (1974). Medien-

kritiker beim Kath. Institut für Medieninformation und Dozent für Spielpädagogik FHS Köln. 1978-2007 Chefdramaturg der Hörspielabteilung des Saarländischen Rundfunks.

Vera Kattler, geb. 1965 in Wadgassen / Saar, Studium der Freien Kunst an der Hochschule der bildenden Künste Saar bei Prof. Bodo Baumgarten und Prof. Daniel Hausig. Diplom bei Prof. Daniel Hausig im Fachbereich Mixed Media / Malerei.

Sadija Kavgić, ist freiberuflich als Journalistin, Fotografin und Übersetzerin tätig. Sie wurde in Tuzla, Bosnien und Herzegowina geboren. Nach dem Journalistik-Studium an der Universität in Sarajevo arbeitete sie bei der Tageszeitung *Vječernje Novine* in Sarajevo. In der Folge des Krieges in Jugoslawien kam sie 1993 nach Deutschland. Sie publiziert in Deutschland sowie in Bosnien und Herzegowina. Sie lebt in Saarbrücken. – Eine leicht abweichende Fassung des Artikels wurde im Jahr 2016 im Länderdossier Flucht und Asyl auf der Website www.boell.de veröffentlicht.

Marion Kemmerzell, bei Frankfurt am Main geboren, lebte bei Hamburg, studierte Rechtswissenschaften, Kunstgeschichte und Archäologie, Mitbegründerin von THUNIS Saarbrücken, hat als Schauspielerin, Regieassistentin und in einem Münchner Kunstauktionshaus gearbeitet, gehört dem Vorstand des VS Saar an und ist Mitglied des Künstlerhauses. Ihr nächster Roman »Sieben-schläfer« wird im Frühjahr 2017 erscheinen. www.marion-kemmerzell.de

Eva Paula Pick, lebt nach einem Studium von Germanistik, Philosophie und Geschichte und beruflichen Tätigkeiten in Süddeutschland und der Schweiz in Kaiserslautern als freie Schriftstellerin. Sie schreibt

Szenisches und Prosa und beschäftigt sich mit (Laut-)poesie. Diese performt sie auch in Lyrik- & Musik-Auftritten. Mehrere Literatur-Preise (zuletzt Hans-Bernhard-Schiff-Preis der Stadt Saarbrücken und Nominierung Pfalzpreis), Stipendiatin in Vezelay und Schloß Wiepersdorf. Veröffentlichungen: »Baden im Winter« (2010), »Tüpfelschiff tintenschwarz« (CD Lyrik & Jazz, 2012), »Lapidosa- Texte von steinigen Inseln« (2013), »Wo Hathors Kühe weiden« (2015) und »das lächeln am fuße der nasenwurzel« (2016).

Bernd Rauschenbach, geb. 1952 in Berlin, studierte Germanistik und Bibliothekswissenschaft. Seit 1975 literarische Veröffentlichungen (Essays und Erzählungen). Übersetzer, Verlagslektor, Rezitator mit zahlreichen Hörbüchern, Herausgeber (u.a. Ernst Fuhrmann, Albrecht Schaeffer, Peter Rühmkorf, Arno Schmidt) und Dramatiker mit dem Co-Autor Jörg W. Gronius. Von 1982 bis 2000 Secretär der Arno Schmidt Stiftung, seit 2001 deren geschäftsführender Vorstand; lebt in Eldingen bei Bargfeld.

Stefan Ripplinger, geb. 1962 in St. Ingbert. Freier Autor. Von ihm erschien zuletzt der Essay *Vergebliche Kunst* (Berlin 2016).

Arno Schmidt, wurde am 18. Januar 1914 in Hamburg geboren. Nachdem er kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden war, arbeitete er zunächst als Dolmetscher, von 1947 an als freier Schriftsteller. Nach Stationen in Cordingen, Kastel an der Saar und Darmstadt zog er 1958 mit seiner Frau Alice nach Bargfeld (Kreis Celle), wo er bis zu seinem Tod zurückgezogen lebte. Von 1949 an, als seine Erzählung »Leviathan« in Buchform erschien, entstanden Romane, Dialoge zur Literatur für den Rundfunk, Essays und biographische Arbeiten, darunter sein Hauptwerk »Zettel's Traum«, 1334 DIN-A3-Seiten stark und über zehn Kilo schwer. Aufgrund des komplexen Layouts konnte es 1970 nur als Faksimile des Typoskripts erscheinen; erst seit 2010 liegt es in gesetzter Form vor. Arno Schmidt starb am 3. Juni 1979 in Celle. Zwei Jahre nach seinem Tod gründeten seine Frau Alice und Jan Philipp Reemtsma die Arno Schmidt Stiftung.

Gisela Tascher, Dr. med., seit 40 Jahren als Zahnärztin tätig; 2008 Promotion in Medizingeschichte an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin zum Thema »Die Entwicklung des Gesundheitswesens im Saargebiet und Saarland von 1920 – 1956 im Spiegel der machtpolitischen Verhältnisse« (täterorientierte Längsstudie zum Schwerpunktthema »Medizin im Nationalsozialismus«), 2010 Veröffentlichung der erweiterten und ergänzten Fassung der Promotionsarbeit im Verlag Ferdinand Schoeningh Paderborn unter dem Titel »Staat, Macht und ärztliche Berufsausübung 1920-1956, Gesundheitswesen und Politik: Das Beispiel Saarland«; Auszeichnungen für medizinhistorische Forschungen: 06.09.2013 Ehrennadel der Bundeszahnärztekammer, 20.11.2015 Herbert-Lewin-Forschungspreis der Bundesärztekammer zur Rolle der Ärzteschaft im Nationalsozialismus und 21.09.2016 Carl-Erich-Alken-Medaille der Ärztekammer des Saarlandes.

Bernhard Wehlen, geb. 1966 in Saarbrücken, Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie und Vorderasiatischen Archäologie, Dissertation über Rubens' Medici-Galerie, arbeitet als Kunstvermittler und lehrt am Kunsthistorischen Institut an der Universität des Saarlandes.

Herbert Wender, geb. 1949, Literaturwissenschaftler und Schriftsteller.

Nicholas John Williams, Historiker, promovierte 2016 in Cotutelle an der Université Paris-Sorbonne und der UdS, zuvor Studium in Heidelberg und Aberystwyth.

